

Breslauer Sonntagabblatt

der
Schlesischen Volkszeitung.

Preis vierteljährlich auswärts im
In- u. Auslande durch die Post und
in Breslau 1 Mk., durch Kolporteurs
frei in's Haus 1 Mk. 5 Pfg.

Insertions-Gebühren: die 1 Spalte
Beitrag oder deren Raum 15 Pfg.
Expedition und Inseraten-Aannahme:
Breslau, Hummeri 39/40.

N^o 49.

Breslau, Sonntag, 7. Dezember 1884.

XIII. Jahrgang.

Wochen-Kalender.

Dezbr. 7. **S.** 2. **S.** im Adv. Ev.: Vom hl. Johannes dem
Täufer, dem Vorläufer Christi (Matth. 11).
8. **M.** Fest der unbefleckten Empfängnis
Mariä. — Gebotener Feiertag.
9. **D.** Ambrosius, Bischof und Kirchenlehrer.
10. **M.** Fest der Uebertragung des heil. Häuschens
nach Loreto. †.
11. **D.** Damasus, Papst.
12. **F.** Synesius, Märtyrer. †.
13. **S.** Lucia, Jungfrau und Märtyrin.
An den Mittwochen und Freitagen des Advents gilt das
Abbruchsfasten (†).

Maria Empfängnis.

Sei gegrüßt du Himmelsrose,
Einst von Gottes Gnad' betaut,
Sei gegrüßt du mahllose
Heilandsmutter, Gottesbraut!

Laß mich heut zu Deinen Füßen
Reuig und vertrauend knien,
Laß als Mutter Dich begrüßen
Und als Gottverhöhrerin.

Hilf dem Kinde, dessen Handeln
Nicht befreit der Sünde Hauch,
Daß von nun in reinem Wandeln
Es dir folg' nach Väters Brauch.

Hilf, wenn mich wüß niederdrücken
Weh und Schmerz mit Mieskraft,
Wenn mit heißer Blut berücken
Will das Herz die Leidenschaft!

Hilf in Trauer, hilf in Freude,
Hilf im Glück, in der Noth!
Zeig als Mutter Dich im Streite
Und wenn naht der bitter Tod!

F. v. R.

g. Vom Schutz der Arbeiter.

Das Zentrum hat sich wieder einmal als die
einzige Partei gezeigt, welche ein Herz für die
Arbeiter hat. Ein Antrag, welchen die Zentrums-
abgeordneten v. Hertling und Genossen im Reichs-
tage eingebracht haben, fordert von der Regierung noch
in dieser Session ein Arbeiterschutzgesetz, in
welchem „1) die Arbeit an Sonn- und Feiertagen,
vorbehaltlich einzelner genau zu bestimmender Aus-
nahmen, verboten; 2) die Kinder und Frauenarbeit in
Fabriken eingeschränkt; 3) die Maximalarbeitszeit er-
wachsener männlicher Arbeiter geregelt wird“.

Sehen wir uns diese Forderungen genau an. Auf
den ersten Blick erkennt man, daß sie das Wesen der
sozialen Frage, soweit sie die Arbeiterbevölkerung be-
trifft, scharf ergreift haben. Die Arbeit ist des Arbeiters
einzigster Besitz; die anderen arbeitenden Klassen haben
Besitz, Ruhm, Ehre, Aemter, Familienleben neben und
mit der Arbeit, der Arbeiter hat das alles nicht, er
hat bloß die Arbeit, die Arbeit allein ist sein Stab
und sein Trost nach der Religion. Die Arbeit muß
also geschützt werden, wo ihr Gefahren drohen.

Da ist zunächst die Sonntagsarbeit, welche
Gefahren in sich birgt. Die Sonntagsarbeit ist ebenso
verderblich für das geistige, wie leibliche Wohl der
Arbeiter. Auch die wirtschaftliche Bedeutung der
Sonn- und Feiertagsruhe ist eine nicht zu unterschätzende
und wird selbst von gegnerischer Seite anerkannt.
„Während die Industrie ruht,“ sagt der liberale Lord
Macaulay, „und der Pflug unthätig in der Furche
liegt, während der Lärm der Börse verstummt ist und
die hochragenden Schornsteine der Fabriken rings ohne

Rauch sind, vollzieht sich eine andere Arbeit, die nicht
von geringerem Nutzen für den Reichtum der Nation
ist. Der Mensch, die kostbarste und thätigste Maschine
der Welt, wird reparirt und erneut dargestellt, daß er
am folgenden Tage mit einer offenen Intelligenz, eine
geschärften Aufmerksamkeit, einer energischeren Körper-
kraft zur Arbeit zurückkehrt.“ So ein Liberaler vom
reinsten Wasser. Die Beschränkung der Sonntagsarbeit
ist auch die Forderung der Arbeiter selbst. Die Sozial-
demokraten haben deshalb diese Forderung in ihr Pro-
gramm aufgenommen. Auch viele Arbeitgeber, nament-
lich viele Industrielle der Rheinprovinz, welche dem
dortigen segensreich wirkenden Verbands katholischer In-
dustrieller und Arbeiterfreunde angehören, haben in den
letzten Jahren die Sonntagsarbeit abgeschafft. Ein
solcher Industrieller schrieb an eine katholische Zeitung
v. a. folgendes: „Die Sonntagsarbeit ist bei mir seit
fast zwei Jahren gänzlich beseitigt. Ich habe selbst
den größten Vorteil davon, denn die Arbeiter sind seit
jener Zeit die Woche über viel frischer und arbeits-
fähiger.“

Auch die Einschränkung der Frauenarbeit ist
dringend geboten und zwar im Interesse der Familie
des Arbeiters. Die Frauenarbeit und mit dieser parallel
die Kinderarbeit ist eine Erscheinung, die wenig-
stens in ihrer raffinierten Form speziell unserer Zeit
angehört. Die Maschine und die Arbeitsteilung machen
die Arbeit von Weib und Kind produktiv, oft produk-
tiver als die des erwachsenen Mannes. In den Spitzen-
klöppeleien arbeiten Kinder von 5 bis 17 und 18 Jahren;
die Strumpfwarenindustrie beschäftigt bereits Kinder
von 3 Jahren an (wobei dann freilich meistens eine
Verkrümmung der Finger auf Lebenszeit eintritt). Diese
Kinder verdienen mitunter mehr als ihre Väter. Welche
Unnatürlichkeit! Welcher Widerspruch! Natürlich rächt
sich das, zumal wenn gewissenlose Eltern oder Arbeit-
geber sich über die aus der physischen Beschaffenheit
oder der Arbeit selbst ergebenden Gefahren hinweg-
setzen. Was die Fabrik aus den Kindern macht, dar-
über gab ein Augenzeuge aus dem Eliaß vor einigen
Jahren im »Mainzer Journal« folgende drastische
Schilderung: „Rauchen, Fluchen, Saufen, Zotenreißen,
schläpferige Lieder singen, das sind die hübschen Dinge,
in welche das Bübchen, welches noch schulpflichtig ist,
eingeweiht wird. Mit 14 oder 15 Jahren betrachten
sich solche arme Schelme schon als Männer, weil sie
alle Unarten der Männer nachzunahmen wissen, sie
zahlen dem Vater ihr Kostgeld, sind dessen Kinder
nicht mehr, sondern dessen Kostgänger, und kündigen
ihm, wenn der Vater väterliche Rechte und Pflichten
üben will. Infolge dieses Treibens, insolge auch der
verderbten Luft, die sie einatmen von Kindheit an,
bleichen sie wie Totengerippe, verfallen dem Siechtum,
den Skropheln und sterben oder hinterlassen ein Ge-
schlecht, arm und elend nach ihrem Ebenbild.“ Und
die Frauenarbeit zerstört die Familie, diesen Eckstein
der sittlichen und sozialen Ordnung. Die in der Fabrik
arbeitende Mutter kann ihre Mutterpflichten nur schwer
erfüllen, sie muß die Kinder vernachlässigen und letztere
gehen geistig und körperlich zu Grunde. Hitze, der
berühmte katholische Sozialpolitiker läßt sich über die
Frauenarbeit also vernehmen: „Man denke sich nur
die Arbeiterin, die Priesterin der Sitte, die geborene
Aristokratin des Hauses, die berufene Herrscherin der
Familie, zusammengesprengt in einem weiten Fabrikraum
mit zahlreichen Genossinnen oder gar Genossen, schutz-
los gegen Zoten und Zudringlichkeiten, nichts hörend
als Schimpfen und Fluchen, von morgens früh bis
abends spät, jahraus jahrein immer dieselbe tote
mechanische, gerade dem Weibe so unnatürliche Beschäf-
tigung treibend; und man wird begreifen, wie das das

weibliche Gemüt niederdrücken, sein ganzes Leben in
seiner Blüte zerknickt muß.“ Fort also mit Frauen-
und Kinderarbeit!

Die Feststellung des Maximalarbeitstages ist
eine Forderung, die ebenfalls im Interesse der Familie
und der Kinder des Arbeiters, sowie seiner Kräfte
selbst wegen notwendig erscheint. Der Maximalarbeits-
tag, d. h. die Feststellung einer bestimmten Arbeitszeit,
ist das einzig wirksame Gegengewicht gegen die Ge-
fahren der Maschine und Arbeitsteilung, die den Menschen
geistig und körperlich verkrüppelt. Der Fabrik-
arbeiter bedarf vor allem der freien Zeit zur Erholung,
zur Erfrischung von Geist und Körper. Dazu kommt,
daß dem Arbeiter die Möglichkeit gegeben werden soll,
auch seine Pflichten gegenüber Familie und Staat zu
erfüllen; und das ist bei allzulanger Arbeit nicht mög-
lich; selbst bei dem besten Willen werden die Pflichten
der häuslichen Verhältnisse, die Pflichten eines Familien-
vaters vernachlässigt. Davon aber, ob dem Arbeiter
auch noch Zeit und Stimmung bleibt, den Kindern
Erzieher, der Familie Haupt und Stütze zu sein, hängt
größtenteils auch der Segen ab, welchen die Fabriken
dem Lande bringen. So heißt es in den Motiven
eines schweizerischen Gesetzes.

Hoffen wir, daß die Anträge des Zentrums ange-
nommen werden.

Deutscher Reichstag.

3. Sitzung vom 26. November.

Im Reichstage war heute eine „große Sitzung“. Wäh-
rend sich der konservative Abgeordnete v. Malgahn-Glück
gegenüber dem Antrage des sozialdemokratischen Abg. Kapfer
auf Einstellung des gerichtlichen Strafverfahrens gegen den
Abg. Heine (Sozialist) sehr schroff verhielt, behandelte der
Minister v. Böttcher die Sache in zuvorkommender Weise.
Er stellte fest, daß der Abg. Heine im Dezember auch vor
der Strafkammer des Landgerichts Halberstadt wegen eines
Vergehens gegen das Sozialistengesetz sich verantworten sollte,
und empfahl dem Abg. Kapfer, seinen Antrag auf diese
Strafsache auszudehnen. Diese Behandlung des ersten Gegen-
standes der Tagesordnung verlegte den Reichstag in eine
humoristische Stimmung, die jedoch bei dem zweiten Gegen-
stande der Tagesordnung, dem Antrage Ausfeld (demokr.),
sogleich einem tiefen Ernste weichen mußte. Der „Antrag
Ausfeld und Genossen“ auf Einführung von Diäten und
Reisegeldern für die Reichstagsabgeordneten und Aenderung
des Artikels 32 der Reichsverfassung fand von Seiten des
Abg. Freiherrn von Stauffenberg eine eingehende sachliche
Begründung. Auf zwei Punkte wies er besonders hin: daß
in allen Landtagen den Mitgliedern Diäten gezahlt werden,
sodann, daß die Diätenlosigkeit eine wesentliche Beschränkung
der Wahlfreiheit in sich schließt, indem dieselbe dem gemeinen
Mit Glückeren weniger geeigneten Mittel- und Bürger-
stände die Annahme eines Reichstagsmandats unmöglich
macht. Schließlich sprach sich Herr v. Stauffenberg auch in
tadelnden Worten über die verletzende Beschränkung der den
Reichstagsabgeordneten gewährten Eisenbahnkarten aus.
Gegen Schluß dieser Rede erschien der Reichszankler Fürst
Bismarck im Reichstage, antwortete jedoch nicht sogleich
auf die Rede Stauffenbergs, sondern richtete sein Vorgehen
zunächst in die Gegend, wo er den Platz seines ältesten
Sohnes vermutete, und dann in die ihm schräg gegenüber-
liegende Ecke, wo die Sozialdemokraten ihre Plätze haben.
— Der zweite Redner, Abg. Uoo Graf zu Stolberg-
Wernigerode, sprach sich im Namen der Konservativen
entschieden gegen den Antrag Ausfeld und für die Diäten-
losigkeit der Reichstagsabgeordneten aus. Die Beschränkung
der Freifahrtkarten hatte ihn übrigens ebenfalls unangenehm
berührt, desgleichen den nationalliberalen Abg. v. Benda.
Der sozialdemokratische Abg. Auer trat mit Entschiedenheit
für den Antrag ein, und zwar weil „jeder Arbeiter seines
Lohnes wert“ sei, und weil man durch die Diätenlosigkeit
die unbemittelte Intelligenz vom Reichstage ausschließen
würde. Bismarck entgegnete, daß die Freifahrtkarten von den
Abgeordneten vielfach „gemißbraucht“ worden seien, was am
heftigen das Ansehen des Reichstages schädige. Die Gewährung
von Diäten mache eine Aenderung der Verfassung notwendig,
an der Verfassung aber solle man nicht rütteln. Nachdem
der Abg. Dr. Febr. v. Schorlemer-Ast in einer kurzen

Erklärung namens des Zentrums die Zustimmung zum Antrage in Aussicht gestellt, schloß die erste Beratung.

Gleich darauf begann die zweite Lesung des Antrages. Der Abg. Hänel (deutschfr.) bestritt ihm, was den Reichskanzler veranlaßte, sich in gereiztem Tone darüber zu beklagen, daß die drei Parteien, welche mit ihm für Kaiser und Reich eintraten, nur 157 Stimmen zählten, während das Zentrum, rund 100 Köpfe zählend, die Herrschaft der Geistlichen anstrebe und die Demokraten nur aus Parteizweck für den vorliegenden Antrag eintreten. Dr. Frhr. v. Schorlemer-Asp protestierte auf das Entschiedenste gegen den Vorwurf, daß das Zentrum nicht für Kaiser und Reich eintrete. Man sei beim Reichskanzler gewohnt, daß er jede Opposition als Reichsfeindschaft auslege; schließlich würde nur der Reichskanzler mit Hindernissen als Reichsfreunde gelten. Zunächst erinnerte Redner daran, daß den Katholiken bei der Eröffnung des Reichstages durch die Ablehnung des Expatriationsgesetzes ein harter Schlag ins Gesicht versetzt worden sei. Der Schlag würde gestillt und sobald noch nicht vergessen werden. Namens der „Weißen“ protestierte Frhr. Langwerth v. Simmern dagegen, daß Fürst Bismarck die Hannoveraner als Reichsfeinde hinfelle. Eine Rede des Abg. Richter, worin dieser die Angriffe des Reichskanzlers auf die deutsch-freisinnige Partei zurückwies und namentlich gegen den Vorwurf protestierte, daß dieselbe eine republikanische Partei sei, veranlaßte den Reichskanzler nochmals das Wort zu ergreifen, um seine persönliche Ansicht über Monarchie und Republik darzulegen und das Streben nach einer parlamentarischen Regierung zu beurteilen. Nachdem der Abg. Richter die Ausführungen des Reichskanzlers und insbesondere seine Auslassung über die deutsch-freisinnige Partei einer scharfen Kritik unterzogen, wurde die Diskussion geschlossen und der Antrag in namentlicher Abstimmung mit 180 gegen 99 Stimmen angenommen. Dagegen stimmten Rechte und ein großer Teil der Nationalliberalen.

4. Sitzung vom 27. November.

In der heutigen Sitzung des Reichstages begann die erste Beratung des Reichshaushaltsetats für das Etatsjahr 1887/88. Die leider nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Etat für 1885/86 mit einem Defizit von 41 Mill. abschließt, wollte der Staatssekretär Herr v. Burchard nicht zugeben, der allgemein als Defizit bezeichnete Betrag von 41 Millionen repräsentiere kein Defizit, sondern eine Mehrebelastung der Bundesstaaten. Was über das mutmaßliche Ergebnis des laufenden Etatsjahres gesagt werden konnte, war wenig erfreulich. Einer voraussichtlichen Mehreinnahme bei den Zöllen und Steuern im Betrage von einigen wenigen Millionen stehen erhebliche Mehrausgaben und Mindereinnahmen gegenüber, die sich bei der Rübenzuckersteuer allein auf über 20 Millionen Mark belaufen. Nach einem eingehenden Ueberblick über den neuen Etat schloß die Rede des Herrn v. Burchard mit der Aufforderung, auf der Straße der Steuerreform einen energischen Schritt weiter zu thun. Abg. Richter (deutschfr.) erging sich in einer sehr abfälligen Kritik des vorliegenden Etats. Mit einzelnen Absätzen sei wenig gethan, man müsse vielmehr den Wagen der Politik des Reichskanzlers, der auf einer abschüssigen Bahn sich befinden, aufzuhalten suchen. Abg. Freiherr von und zu Franckenstein gab sodann namens des Zentrums die kurze Erklärung ab, daß das Zentrum angesichts der ungünstigen Finanzlage, und um die Finanzen der Bundesstaaten nicht in Unordnung zu bringen, für neue und erhöhte Ausgaben nur nach erblichem Nachweise ihrer Notwendigkeit und Unausweichbarkeit stimmen werde. Die Abgeordneten Freiherr v. Matzahn-Sültz und v. Benda stimmten darin überein, daß der Etat kein erfreuliches Bild gewähre, und daß der Reichstag durch den rapiden Niedergang der Einnahmen aus der Zuckersteuer in die Notwendigkeit gedrängt werde, neue Einnahmequellen zu erschließen. Als neue Einnahmequelle wurde vom Abg. v. Benda die Spiritussteuer, vom Frhr. v. Matzahn-Sültz die Börsensteuer und die Erhöhung der Getreidezölle bezeichnet. Der Kriegsminister Bronsart von Schellendorff erklärte, daß die ohne Genehmigung des Reichstages erfolgten Ausgaben für Truppenkontingenzen und Militärbauten im Interesse der Sicherheit des Landes erfolgt und aus guten Gründen vorher nicht zur Debatte gestellt seien, worüber er in der Kommission soweit als thunlich Aufschlüsse geben wolle. Der preussische Finanzminister v. Scholz stellte die Wiedereinbringung der Vorlage betreffend die Steuerfreiheit der dritten und vierten Klassensteuerstufe in sichere Aussicht und gab durch den Hinweis darauf, was die deutsche Nation für Rauchen und Trinken ausgeben, eine leicht verständliche Andeutung, daß der Reichskanzler die verpönte Tabak-, sowie eine Getränkesteuer wieder in Vorschlag zu bringen trachte. Hierauf wurde die Verhandlung verlag.

5. Sitzung vom 28. November.

Der erste Gegenstand, mit dem der Reichstag sich in der heutigen Sitzung vor Fortsetzung der Etatsberatung beschäftigte, der Antrag des Abg. Dr. Porsch auf Einstellung des Verfahrens gegen den Abg. Dr. Franz während der Dauer der Session, wurde einstimmig angenommen. — Bei Fortsetzung der ersten Beratung des Reichshaushaltsetats für das Etatsjahr 1884/85, befiel heute zuerst der Sozialdemokrat, Abg. Bebel, die Rednertribüne. Bebel stellte von seinem Standpunkte aus den Etat und unsere Finanzlage hin als Ausdruck des Zusammenbruchs unseres gesamten Staats- und Wirtschaftssystems. Neue Steuern zu leisten sei nur Pflicht. Darum müsse die Art an die Wurzel gelegt und in betreff des „Militär Noths“, welcher den größten Teil der Einnahmen verschlingt und alle Staaten Europas dem Bankrott entgegenführt, eine völlige Aenderung vorgenommen werden. In betreff der Verschleißung neuer Einnahmequellen schlug Bebel vor eine verhältnismäßig fortschreitende Besteuerung der vermögenden Klassen, sowie Aufhebung der Steuerbefreiung der Offiziere und des reichsunmittelbaren Adels; auch die Zivilisten der Regenten und die Apanagen

der Prinzen sollen der Besteuerung unterliegen. An den Fürsten Bismarck richtete er die Bitte, derselbe möchte seine selbst gerühmte Macht dazu verwenden, einen europäischen Friedensbund zu stiften, damit die das Volk erdrückende Militärlast vermindert und die der Menschheit unwürdigen Kriege abgelehrt würden. Nicht ohne Grund gab Bebel seinem Erkennen darüber Ausdruck, wie Fürst Bismarck nach seinen neulichen Bemerkungen über das Anwachsen der sozialdemokratischen Partei noch das Sozialistengesetz aufrecht erhalten könne; wollte der Reichskanzler jetzt den Reichstag auflösen, so könne sein Wunsch leicht in Erfüllung gehen, daß der nächste Reichstag 30—40 Mitglieder seiner (Bebels) Partei zähle. Bei Besprechung der Militärlast wies Abg. Bebel auch auf die vielen Selbstmorde in der Armee und erwähnte den bekannten Fall der drei Landwehrlente, die sich weigerten, in einem Viehwagen zu fahren, was ihnen eine zu harte Bestrafung eintrug. Der Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff erwiderte darauf, daß die harte Bestrafung nach Maßgabe des Militärstrafgesetzbuchs habe erfolgen müssen. Im übrigen versicherte der Kriegsminister, daß eine Heeresorganisation im Sinne Bebels das Grab der nationalen Unabhängigkeit Deutschlands bedeuten würde. — Aus der Mitte des Hauses nahm nun der Redner der Reichspartei, Abg. Leuschner, das Wort, welcher als neue Einnahmequellen eine höhere Besteuerung des mobilen Kapitals und Erweitern der Schulpflicht, insbesondere Erhöhung der Getreidezölle und des Holzzolles empfahl. Abg. Richter wollte selbstverständlich von diesen Vorschlägen nichts wissen und proponierte an Stelle derselben eine Erhöhung der Brauweinsteuer. Der dänische Abg. Junggreen benutzte die Staatsberatung dazu, die Ausführung des Art. V. des Prager Friedens, welche den Nordschleswigern eine Option für Dänemark gestattet, zu verlangen. Durch einen Akt der Gerechtigkeit werde Deutschland mehr an Ansehen gewinnen, als durch Vergrößerung seiner Militärmacht. Der Abg. Dr. Witte und der Staats-Sekretär im Reichsschatzamt v. Burchard tritten sich darüber, ob die Kommission, welche im vorigen Jahre zur Beratung über die Lage der Rübenzuckerindustrie eingesetzt war, ihre Schuldigkeit gethan habe. Hierauf wurde die Generaldebatte über den Etat geschlossen, und wurden mehrere Teile des Etats der Budgetkommission zur Vorberatung überwiesen. In der nächsten Sitzung am Montag steht die erste Lesung der Dampferinventuren-Vorlage auf der Tagesordnung.

6. Sitzung vom 1. Dezember.

Auf der Tagesordnung stand die erste Lesung des Gesetzesentwurfes betreffend die Postdampfschiffahrtsverbindungen mit überseeischen Ländern. Die Tribünen waren dicht gefüllt, weil man eine erregte Debatte erwartete, aber dieselbe nahm wider Erwarten einen ziemlich ruhigen Verlauf, selbst der Reichskanzler ließ sich diesmal nicht hinreißen. Nachdem der Staats-Sekretär Dr. Stephan die Debatte mit einigen Worten über ihren veränderten Inhalt eingeleitet, stellte der Abg. Freiherr v. Huene den Antrag auf kommissarische Beratung der Vorlage behufs eingehender Prüfung. Dr. Marquardt (Natlb.) hätte die Vorlage am liebsten gleich angenommen, aber weil die sofortige Annahme doch aussichtslos, stimmte er dem Antrage Huene bei. Der deutsch-freisinnige Stiller sprach direkt gegen die Vorlage und gab der Bestärkung Raum, daß die Staatsunterstützung der in Aussicht genommenen Dampferlinien die deutsche Rhederei schädigen könnte. Die konservativen Abgeordneten Gerlich, Graf Holstein und Behr-Behrendorf, ebenso der Eisener Stad erklärten sich zu gunsten der Vorlage und für Ueberweisung an eine Kommission. Der Hamburger Kaufmann, Abgeordnete Woermann, den man für eine Autorität in Kolonisationsfragen hielt, und welcher wegen seiner geschäftlichen Beziehungen mit Westafrika bei dieser Vorlage sehr interessiert ist, sprach für die Reichsunterstützung der Dampferlinien, — und das war von seinem Standpunkte ganz natürlich, er griff aber auch in dieser seiner Jungferrede in ebenso unmotivierter wie ungeschickter Weise den Zentrumsmann v. Huene an — und das war unglück. Freiherr v. Huene fertigte den unglücklichen Jungferredner so prompt und wirksam ab, daß ihn sein hoher Mut verließ und er geziemend um Entschuldigung bat. Dr. Bamberger (Deutschfr.) stellte die Dampfervorlage als eine kaufmännische Spekulation hin, die wohl gelingen, aber auch mißlingen könne, das Deutsche Reich mit seinen 42 Millionen Defizit besitze aber nicht soviel Geld, um eine solche Spekulation zu wagen. Darauf griff Fürst Bismarck in die Debatte, welcher die unglückliche Finanzlage der Opposition in die Schuhe schob, die keine Deckung der Mehrausgabe bewilligte. Die Linke zischte, der Reichskanzler sagte satirisch, nach links gewandt: „Ich danke“ und verließ den Saal, ohne die Entgegnung Richters abzuwarten. Die Verhandlung schloß mit der Ueberweisung der Vorlage an eine Kommission von 21 Mitgliedern. — Nächste Sitzung Mittwoch.

Politische Rundschau.

(Schluß am 3. Dezember.)

Deutschland. Gleich die ersten Reichstags-sitzungen zeigten, daß der Kanzler eine seinen Plänen nicht unbedingt bestimmende Majorität nicht ertragen kann. Die Abgeordneten sind zwar dazu da, die Interessen des Volkes zu vertreten und die Ansichten desselben zum Ausdruck zu bringen; es ist dies ihr verfassungsmäßiges Recht und ihre Pflicht, und die Regierungen konstitutioneller Staaten sollen eigentlich auf den ausgesprochenen Willen des Volkes Rücksicht nehmen: doch das ist nicht nach dem Sinne des

Reichskanzlers. Befindet er sich im Widerspruch mit den Anschauungen der Majorität der Volksvertretung, dann „imponirt“ ihm einfach — wie er sich im Reichstage ausdrückte — eine solche Majorität nicht, und er ist weit entfernt davon, sich einigermaßen nach ihr zu richten. Lieber löst er den widerspenstigen Reichstag auf und versucht durch neue Wahlen sich eine gefügigere Majorität zu verschaffen. Höchst wahrscheinlich aber würde die Rechnung diesmal wieder ohne — das Zentrum gemacht sein. Darum schüttete er auch Born und Galle in verschwenderischem Maße über den „unüberwindlichen Turm“, das Zentrum, aus, welches ihm durch den Mund des Freiherrn von Schorlemer-Asp in kühler aber sehr bestimmter Weise erklären ließ, daß dergleichen Ausbrüche des Bornes und der Unzufriedenheit auf daselbe absolut keine Wirkung hätten. Den Antrag auf Diäten hat der Reichstag mit Zweidrittelmajorität angenommen; der Reichskanzler gab die Versicherung ab, daß er schon dafür sorgen wolle, daß der Reichstagsbeschluß im Bundesrate zu Falle gebracht werde. Bei der Beratung des Reichsetats, der ein Defizit von 42 Millionen aufweist, wollte man vom Regierungstische aus die Thatsache nicht zugeben, indem man recht naiv meinte, ein Defizit des Reiches könne es ja gar nicht geben, weil doch die einzelnen Staaten die Ausgaben bestreiten müßten. Allerdings! Das Volk muß leider durch mehr aufzubringende Steuern diese Schulden decken, wenn die bisherigen Einnahmen nicht reichen; und das nennt man eben Defizit.

Der Bundesrat scheint mit den dem Reichstage zugeordneten Vorlagen noch viel Arbeit zu haben. Die Unfallversicherungsvorlagen müssen zum Teil erst ganz umgearbeitet werden und die Postsparkassenvorlage hat so viel Widerstand erfahren, daß ihr Schicksal fraglich scheint. Wenn dann der Reichstag eben so viele Schwierigkeiten macht, so dürfte es um die Sozialreform in dieser Session sehr schlecht bestellt sein, zumal der sozialpolitische Antrag des Zentrums den manchersterlichen Anschauungen des Reichskanzlers und seiner allzeit getreuen Mittelparteiler auch wohl nicht ganz entsprechen wird.

Die Beratungen der Congokonferenz haben bisher einen Verlauf genommen, der das beste Resultat erhoffen läßt. Nachdem die Kommission sich über Begriff und Grenzen des „Congobeckens“ verständigt, hat das Plenum der Konferenz den Vorschlägen der Kommission am Donnerstag zugestimmt. Auch über die Frage, wie weit das Regiment der Handelsfreiheit im Congobecken reichen soll, hat man sich geeinigt. Die Association internationale africaine (d. h. die völkerrechtliche afrikanische Vereinigung), welcher das Congobecken und seine Verwaltung überwiesen werden soll — wobei allerdings der Begriff „Congobecken“ einige Einschränkungen erleidet — wird nun, nachdem Deutschland vorangegangen, wohl bald von allen europäischen Großmächten als Staat anerkannt werden.

Großen Aerger verursacht es einigen liberalen Blättern, daß die Gerichte in Braunichweig auf Grund des Erbschaftsdokuments das in der herzoglichen Kammer befindliche Barvermögen des verstorbenen Herzogs Wilhelm — etwa 9 Millionen Mark — den Bevollmächtigten des Ehen, Herzogs Ernst von Cumberland, verabsolgt haben. Man hätte es lieber gesehen, wenn auch dieser Welfenschatz dem Reptilienfonds einverleibt worden wäre. Die Bevollmächtigten des Herzogs von Cumberland waren Windthorst, Briel und Finanzrat Enieg.

Eine überaus traurige Kunde kam uns in dieser Woche aus Oesterreich; Bischof Rudigier von Linz ist tot. Am vorigen Sonnabend hat Gott seinen treuen Diener zu sich gerufen, um ihn für sein pflichtgetreues Wirken zu belohnen. Ueber die letzten Augenblicke des Kirchenfürsten wird berichtet:

Nach einem relativ guten Vormittag trat Nachmittag plötzlich eine Verschlimmerung ein. Um halb 3 Uhr begann der Todeskampf. Anwesend waren der Beichtvater, das Domkapitel, der Pöffe Pfarrer Rudigier aus Boarlsberg, einige andere Geistliche und die Dienerschaft; niemand konnte die Thränen zurückhalten. Der Bischof kämpfte den letzten Kampf bei freiem Bewußtsein; er betete immer, besonders zur Mutter Gottes, deren Bild er wiederholt an die Lippen führte. Allmähig begann die Stimme zu versagen. Sanft, ruhig und gottergeben ging der Bischof in die Ewigkeit hinüber. Vor dem Bischofsstuhle hatte sich eine große Menge Volkes angesammelt, das bekümmert nachrichteten aus dem Sterbezimmer erwartete. Kurz vorher war in den Kirchen das Allerheiligste aufgestellt worden, und eilten von allen Seiten Andächtige herbei, die unter Thränen laut zum Allmächtigen um die Erhaltung des geliebten Oberhirten flehten.

Mit Bischof Rudigier ist das müdigste, eifrigste, entschlossenste und opferwilligste Mitglied des öster-

reichlichen Episcopats dahingehieden. Die österreichischen Blätter aller Parteilichrichtungen heben die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, seine Begeisterung für die Kirche und ihre heilige Sache, seine eifrige Pflichterfüllung hervor. Der Verstoß stand im 84. Lebensjahre, als ihn zum Schmerz aller Gutgesinnten der Tod mitten in eifrigster bischöflicher Thätigkeit ereilte. — Die Rede des Msgr. Greuter in der letzten Delegationsession über das Duell in der Armee und die Anführung zweier trasser Fälle, wo in Tirol zwei Mitglieder katholischer Korporationen, die, weil sie wegen des kirchlichen und staatlichen Duellverbotes auf eine durch Korpsstudenten erfolgte rüde Provokation hin das Duell ablehnten, aus dem Offizierverbande entlassen wurden, hat an maßgebender Stelle ihren Eindruck nicht verfehlt. Es dürfte auch in nächster Zeit nach dieser Richtung von Seiten des Armeekorps Oberkommandos eine neue, die Austragung von Ehrenhändeln betreffende Verordnung erscheinen. In maßgebenden Kreisen ist man durchaus nicht für die Duellunfuge eingenommen und wird sicher auf deren Ausrottung hinarbeiten.

Aus **Rußland** wird ein empörender Gewaltakt gemeldet. In Bordschlowka, einer Ortschaft im Siedler Gouvernement, erschien unerwartet ein Delegierter des Ministeriums des Innern aus Petersburg, nahm ein Protokoll mit dem katholischen Ortsgeistlichen, Probst Pobjslawski, auf und ließ denselben sofort nach Astrachan deportiren, weil er den griechisch-unierten Ortsinsassen die heiligen Sakramente gespendet hatte. Die katholische Kirche wurde geschlossen und amtlich verriegelt.

Frankreich. Die Cholera ist im Erlöschen, darum konnte in einer Sitzung des Gemeinderates mit kühnem Mute ein Mitglied den Antrag auf Austreibung der Ordensleute aus den Krankenhäusern als eine dringliche Maßregel stellen. Der Seine-Präfekt versicherte, er sei kein Gegner der Laizirung, da er die Ordensleute schon aus mehreren Irrenhäusern vertrieben habe. Er werde damit auch fortfahren, aber es sei wenig ehrenhaft, während der Cholerazeit die Schwestern von ihren Posten zu vertreiben. Die Regierung wolle weder das Christentum verfolgen, noch Frankreich entchristlichen, sie stehe außerhalb jeglichen Glaubens. Der Gemeinderat tadelte das langsame Vorgehen des Präfekten bei der Verweltlichung und forderte die Verwaltung auf, bis zum 1. Januar 1885 150 Ordensleute durch weltliche Pflegerinnen zu ersetzen, welche vorzugsweise aus den städtischen Pflegerinnenschulen zu entnehmen seien. Und doch will die Bevölkerung die weltlichen Pflegerinnen nicht! Welch' klägliche Rolle spielen die Vertreter der Staatsregierung! — In den Parlamentsverhandlungen bezüglich des Konflikts mit China, welchen die Radikalen zum Sturze des Premierministers Ferry ausnutzen wollten, ging dieser als Sieger hervor. Nicht wenig wurde er durch die gewaltige Rede des berühmten Bischofs Freppel von Anvers unterstützt, welcher aus den edlen Motiven der Zivilisation und Christianisierung mit Begeisterung für die Eroberung von Tongking und Formosa sprach. Die von Ferry beantragten Kredite zur energischen Fortführung und möglichst raschen und vorteilhaften Beendigung des Streites mit China wurden mit großer Majorität bewilligt.

Italiens Schulden wachsen kolossal. Im Jahre 1861 betrug die Staatsschuld 3092 Millionen Lira, im verflossenen Jahre viermal soviel, also zwölf Milliarden! Die Kommunalschuld übersteigt bereits eine Milliarde, die Zahl der Expropriirten infolge Unvermögens, die Steuern zu bezahlen, steigt tagtäglich. In einem Zeitraume von sechs Jahren hat der Fiskus mehr als fünfunddreißigttausend Besitzungen verschlungen. Wenn es so fortgeht, wird der Staat bald der einzige Eigentümer sein. Kein Wunder, daß die Landwirtschaft erlahmt. Italien, ehemals die Fruchtkammer Europas, produziert nicht mehr so viel, als es verbraucht. Während in Frankreich im Durchschnitt der Hektar produktiven Bodens 15 Hektoliter Getreide liefert, in Belgien 20, in Holland 22, in Deutschland 23, in England 32, produziert der Hektar in Italien kaum elf. Im Jahre 1883 hat es für seinen Konsum 332405 Tonnen Getreide importirt. Derartige Verhältnisse haben zur Folge, daß viele Bauern auswandern. Im ersten Semester des letzten Jahres sind mehr als 100000 Bauern ausgewandert. Die zurückbleibenden sind vielleicht noch elender daran. In einer offiziellen statistischen Aufstellung ist nachgewiesen, daß die Bauerleute in der reichen und fruchtbaren lombardischen Ebene höchstens einmal im Jahre Fleisch

essen. Die letzte Volkszählung von 1881 ergab die Zahl von 1500000 vagabundierenden Personen. Die Ziffer ist gewiß seitdem bedeutend größer. Man hatte gehofft, die Aufhebung des Zwangskurses werde Ströme von Gold ins Land leiten. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Dabei steigert sich das Budget von Tag zu Tag. Das Militärbudget allein hat von 1871 bis 1876 vier Milliarden verschlungen; seit 1876 bis 1882, d. h. seit die Linke am Ruder ist, ist dasselbe um 53 Millionen gewachsen. Im Senat zu Turin hat eines Tages Massimo d'Azeglio erklärt: „dem Papste Rom wegnehmen heißt nichts anderes, als Italien vor eine ökonomische Krise stellen, deren Folgen unberechenbar sind.“ Massimo d'Azeglio war kein übler Prophet.

Belgien. Selten hat das an heftige parlamentarische Kämpfe gewöhnte Belgien eine solche Redeschlacht gesehen, wie die sechstägige Debatte über die Interpellation Frère-Orban, welche mit einem Vertrauensvotum für das katholische Ministerium endigte. Wir vermögen nur einen Nutzen in diesen vieltägigen, erregten Besprechungen der politischen Lage zu sehen: der katholischen Partei wurde wieder einmal recht lebhaft das Sinnen und Trachten der Linken vor die Seele geführt, und hoffentlich hat sie aus diesen unverhüllten Machtbestrebungen die Lehre gezogen, daß nur stählerne Energie, aufopferungsvolle Begeisterung und stete Wachsamkeit sie vor der Niederlage bewahren kann. „Geben Sie mir gefälligst mein Portefeuille zurück!“ das war der ständige Refrain der drei liberalen Haupthelden. Das Manöver, um das Kabinett zu stürzen, war recht schlau eronnen. Der Kabinettspräsident Veernaert sollte vor die Alternative gestellt werden, entweder den König öffentlich zu tadeln, oder seine beiden früheren Kollegen, Jacobs und Woeste, deren Entlassung er unterzeichnet hatte, zu opfern. Daß diese Unterzeichnung eine bloße Formalität sei, die auch Frère Orban, als er Ministerpräsident war, erfüllen mußte, wollten die liberalen Exminister nicht zugeben. Die Landbevölkerung der Umgegend von Brüssel hat beschlossen, in dieser Stadt solange keine Einkäufe zu machen, als der liberale Bürgermeister Buis daseibt an der Spitze stehe. Diese Blokirung der Hauptstadt durch das Land trifft nun aber nicht bloß die liberalen Brüsseler Geschäftsleute, sondern alle, also auch die konservativen. Um diesem Nachtheile auszuweichen, hat sich eine „Union“ der katholischen Industriellen und Kaufleute Brüssels gebildet, und diese etablirte ein Informationsbüro, um alle Kauflustigen über die politische Gesinnung der Lieferanten ins klare zu setzen. Nach der neuesten Zusammenstellung des Budgets der Stadt Brüssel durch den Kommunalrat hat es die Verwaltung des Leogenbruders Buis für das Jahr 1885 bereits zu einem Defizite von 2476000 Fr. gebracht.

Schweiz. Die kirchenpolitischen Verhandlungen mit dem Heil. Stuhle sind zum Abschluß gelangt. Der Papst hat den Vertrag mit der Bundesregierung ratifizirt, und sein Bevollmächtigter Msgr. Ferrata ist in vergangener Woche nach Bern abgereist, um die neue Konvention zwischen der eidgenössischen Regierung und Rom zu vollziehen. Die sämtlichen darauf bezüglichen Aktenstücke sind in einem Prachtbände zusammengebunden. Das allgemeine Resultat der schwierigen diplomatischen Arbeit besteht in der Zusicherung der freien bischöflichen Jurisdiction und der kirchlichen Kostrennung des Kantons Tessin vom Bistum Mailand. Der bischöfliche Administrator kann seinen Generalvikar und das Personal seiner Verwaltung frei berufen. Die Veröffentlichung von Hirtenbriefen und anderen Aktenstücken unterliegt keinerlei Beschränkungen. Die Regierung zahlt an den bischöflichen Administrator jährlich 17000 Franken und die Unterhaltung zweier Lehrstühle für Theologie und Philosophie im Seminar, welches außerdem eine Subvention von 6000 Franken erhält. Das Seminar wird ausschließlich vom Bischof, resp. dessen Stellvertreter abhängen.

Mien. Aus China melden Nachrichten von den katholischen Missionen, daß der Bizekönig von Kanton alle französischen Missionäre verjagt hat. Alle Kapellen wurden geschlossen und ein großer Teil zerstört, nachdem man sie geplündert hatte. In der Nähe von Kanton und im Osten der Provinz wurden katholische Dörfer der Erde gleich gemacht. Die Christen im Osten der Provinz flüchteten in der Richtung von Tongking.

Amerika Am 9. d. Mts. ist in Baltimore ein Konzil der nordamerikanischen Bischöfe eröffnet

worden. Den Vorsitz führt der apostolische Delegat Msgr. Gibbons, Erzbischof von Baltimore, da der einzige amerikanische Kardinal, Mr. Roskey von New-York, durch Altersschwäche an der Teilnahme verhindert ist. Am Konzil beteiligen sich 80 Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, 10 andere Prälaten, 25 Ordensgenerale und viele andere Geistliche, im ganzen 250 Personen. Die Dauer des Konzils, aus dessen Anlaß noch viele Hunderte von Geistlichen nach der „Stadt der Monumente“ strömen werden, ist auf mindestens 9 Wochen berechnet. Die Verhandlungen werden in englischer Sprache geführt; die Beschlüsse dagegen werden in lateinischer Sprache protokolliert. — Der neugewählte Präsident der Vereinigten Staaten, Cleveland, wird von allen Katholiken sehr sympathisch begrüßt; sie hoffen, daß seine Präsidentschaft für die Entwicklung der katholischen Kirche eine sehr segensreiche sein wird.

Feuilleton.

Vily.

Nach dem Französischen.

I.

Es war in Middlesex, und ein schöner Augusttag neigte sich seinem Ende zu. Die Sonne verschwand hinter den großen Bäumen des Waldes, der den Horizont begrenzte und tauchte seine hundertjährigen Gipfel in eine Flut von Gold und Purpur. Die feurige Kugel sank langsam auf den Weg nieder, der sich in dem schattigen Gehölz ins Unabsehbare verlor und erfüllte die Fläche mit den glänzenden Strahlen ihres demantnen Lichtes. Sie schillerten in tausend Farben auf den grünen Matten, den gelben Stoppelfeldern und auf den bescheidenen Fensterscheiben einer einzeln stehenden Farm.

Bei der „Einfahrt“ stand eine staubbedeckte, ausgespannte Kutsche; ein Postillon und zwei Dieuer, die an derselben lehnten, deuteten auf vornehmen Besuch. Und man merkte es noch besser, wenn man näher trat. Sogar der Hühnerhof war in Bewegung. Die Kettenhunde krochen mit schnüffelnder Nase und gespitzten Ohren aus ihrem Versteck; die Enten flüchteten sich in ihre Pfütze; die aufgeschreckten Hühner flatterten hier und dort; die Knechte und Mägde gingen geschäftig ab und zu. In großen Saal des Erdgeschosses stand der Farmer, ein rüstiger Landmann, mit der Mütze in der Hand und begleitete jeden Satz, den er an seine Besuche richtete, mit einem Bückling.

Allein die Fremden, ein Greis mit einer jungen Frau, achteten nicht auf ihn. Bei der Aufmerksamkeit galt nur der Farmerin, die ihnen auf ihren Armen ein reizendes Kind entgegenhielt, das etwa ein Jahr alt sein mochte. Es war ein blondes, rosiges, kleines Mädchen, eingehüllt in Spitzen und Mouffelin und um den Hals trug es eine Kette von Gold und Bernstein.

Die junge Lady hatte es schon auf den Knien gehalten und mit jener Zärtlichkeit geherzt und geküßt, die nur einer Mutter eigen ist. Sie war freilich noch sehr jung, selbst für ein so kleines Kind und konnte höchstens siebzehn Jahre zählen. Die mit einem Scheitel glänzend schwarzer Haare eingefasste Stirne, die anmutigen Umrisse ihres Gesichts, der frische, lächelnde Mund trugen den vollen Liebreiz der Jugend an sich. Aber ihr Gesicht war bleich, ihre glänzenden Augen schienen von trüber Sehnsucht umflort und ihre weiche, feine Gestalt war so zart, daß man bei ihrem Anblick für sie so ängstlich besorgt wurde, wie man für eine kostbare kaum erschlossene Blüte fürchtet, daß sie der Sturm entblättere.

In diesem Augenblick lebte sie ganz ihrem Kinde. „Sieh nur, Olivia,“ sagte der Vater, „wie groß und stark Deine kleine Vily hier geworden ist. Du wirst es hoffentlich nicht bereuen, endlich den Ratsschlagen unseres Doktors gefolgt zu sein, der ihr die Landluft verordnete und immer prophezeite, daß Mutter und Kind sich nicht erholen würden, wenn man dieses nicht dem Einfluß der Londoner Atmosphäre entzöge.“

„Sie wird wohl auch gut gepflegt,“ unterbrach ihn die Farmerin.

„Gewiß, meine gute Madeleine, und wir erkennen es. Zählt auf unsere Dankbarkeit.“

Olivia schwieg und sah die Bäuerin bloß mit einem vielsagenden Blick an.

„O! ich liebe sie wie mein Kind!“ sprach Madeleine; „bin ich doch nicht so glücklich, ein eigenes zu besitzen.“

Olivia küßte die Kleine.

„Ich sage es nicht, um zu klagen,“ fuhr Madeleine fort, „und tröste mich — Ihr erlaubt es doch? — mit meiner kleinen Lily.“

„Gewiß.“

„Das muß wahr sein,“ sagte der Farmer, „an Pflege fehlt es nicht, und sie ist auch immer so, wie Ihr sie seht, mit Mouffelin und Spitzen herausgeputzt. Man muß doch zeigen, daß sie eine kleine Lady ist, und das ganze Haus ist vom Morgen bis in die Nacht mit Waschen und Putzen beschäftigt.“

„Vater,“ wandte sich Olivia zu dem Greis, „sieh nur, wie sie lacht. Ach, daß Alfred sie so sehen könnte!“

„Er wird sie bei seiner Rückkehr sehen. Er wird Mutter und Tochter ebenso gesund wiederfinden, als er sie leidend verließ.“

Während dieser Gespräche und den mütterlichen Liebkosungen dämmerte es dem Farmer vielleicht, daß er überflüssig sei. Er ging einige Schritte zurück, sah aus dem Fenster und indem er bemerkte: „ich will doch sehen, ob die Pferde gehörig gesuttet werden,“ ging er hinaus. Er mochte schon einige Zeit abwesend gewesen sein, als im Hofe Lärm entstand; auch die Hunde bellten. Fast gleichzeitig öffnete sich die Thüre des Saales und ein Mann erschien auf der Schwelle. Die Farmerin, die sich eben auf Olivias Stuhllehne gestützt hatte, erhob sich bei diesem Geräusch und fuhr heftig zusammen:

„Ned Norton!“ sagte sie mit einer vor Schreck und Ueberraschung bebenden Stimme.

Der also Genannte war ein Mann von hohem Wuchs; seine schlank, wohlgebildete Gestalt, mit einem schlanken Feinwandtittel bekleidet, war voll Kraft und Gelentigkeit. In seinen schönen, edlen Zügen prägte sich ein seltsames Gemisch von Verwegenheit, Unbekümmertheit und Ironie aus. Eine Fülle blonder Haare waltete ihm ungeordnet über Stirn und Nacken und aus seinen feurigen, blauen Augen schienen Blitze zu sprühen. Ein Kranz auf der Schulter, breite Ledergamaschen und eine umgehängte Flinte vollendeten seinen Anzug und sein Aussehen, das wirklich unheimlich zu nennen war. Die Gäste sahen ihn mit Befremden an.

„Guten Tag, Mag,“ sprach Norton und trat fest vor, ohne die Fremden zu grüßen. „Wo ist Dein Mann?“

„Im Stall, Master Norton,“ antwortete Madeleine zagend, aber . . .

„Aber er wird sich ohne Zweifel wenig über meinen Besuch freuen,“ unterbrach sie Norton mit Ironie. „Das ist mir eben recht.“

„Aber . . . vielleicht ist er auch ausgegangen.“

„So? . . . Nun, ich will warten.“

„Ich bitte Euch, Ned,“ sagte die Frau in flehendem Ton, „bedenkt, was Tom Euch jüngst gesagt hat. Was soll der unnütze Streit. Ich bitte Euch, erwartet ihn nicht. Sagt mir, was Ihr wollt und wenn ich's vermag, will ich's Euch geben.“

„Ich weiß wohl, daß Du ein gutes Geschöpf bist, Mag; aber Du allein kannst mir nicht geben, wesentlich haben ich gekommen bin. Ich will mit Deinem Mann sprechen. Zu lange schon bin ich ohne Geld und Obdach; das muß ein Ende haben.“

„Ohne Geld? Obdachlos?“ erwiderte Madeleine mit Bitterkeit. „Wer trägt die Schuld daran? Warum arbeitet Ihr nicht, Ned; wenn Ihr wolltet . . . Ihr wäret der erste Arbeiter im Land.“

„Ich Arbeiter! . . . Wo denkst Du hin, meine Gute!“ unterbrach sie Norton mit einem Stolz, der sich nicht mit seiner Kleidung, wohl aber mit der edlen Regelmäßigkeit seiner Züge vertrug. „Arbeiten! Du spottest meiner. Bin ich nicht Edelmann?“

Madeleine zuckte mit den Achseln. „Die Euch das gesagt, haben Euch wahrlich keinen großen Dienst erwiesen. Seht zu, was sie aus Euch gemacht haben. Hundertmal besser ein guter Arbeiter zu sein, als . . .“

„Als ein Taugenichts und Bandit, nicht wahr?“ fiel Ned gereizt dazwischen. „Seht nur! Ich weiß, was Ihr denkt, wenn ich dabei bin, und was Ihr redet, wenn ich fern bin. Aber Geduld, Geduld! Es wird alles mit einem Male abgezahlt werden. Seid Ihr Bauernvolk, das mir dienen sollte, nicht Diebe und Räuber, da Ihr bei mir haust, während ich an der Landstraße auf Steine gebettet liegen muß?“

„Bei Euch, bei Euch!“ sagte Madeleine lebhaft

„und seit wann? Wenn es Euch gefällt. Gehört diese Farm nicht uns? Haben wir sie nicht gekauft und bezahlt?“

„Und an wen bezahlt? Etwa an mich? Ihr Räuber! Habe ich den Kauf gestattet? Bin ich nicht bestohlen worden?“

(Fortf. folgt.)

Der Wildschütze.

Laß uns beien und vertrauen,
Unermüdet, unverzagt;
Gottes Vateraugen schauen
Her in deines Kummers Nacht.
Seine Weisheit hat die Stunde
Der Erlösung schon bestimmt.
Wo er heilt des Herzens Wunde
Und den Kummer von dir nimmt.

Es war am Feste der Geburt Mariä. Der Nachmittagsgottesdienst war schon geraume Zeit zu Ende. Die Kerzen am Hochaltar waren ausgelöscht und nur das matte Flämmchen des Ewiglichtes flackerte noch. Die Pater alle hatten bereits die Kirche verlassen, nur oben beim Hochaltar in dem Chorstuhl kniete noch der Pfarrer, betend in der heiligen Stille des Gotteshauses; und hinten in einem der letzten Kirchenstühle nahe der Pforte kniete eine junge Frau mit blassem Gesichte, auf dem sich Harm und Kummer deutlich ausprägten. Hinter ihr auf der Sitzbank saß ihr vierjähriges Töchterchen, welches, vom Kirchengesange eingewiegt, gemüthlich schlummerte, mit hochglühenden Wangen. — Es ist die fromme Ehefrau des Bergmüllers!

Endlich erhebt sich der Pfarrer und schreitet durch das Langhaus der Kirche der Pforte zu. Als er die betende Frau erblickt, bleibt er stehen, wendet sich zu ihr und redet sie liebevoll an: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — „In alle Ewigkeit!“ antwortete sie, indem sie sich von den Knien erhob und ehrerbietig verneigte.

„Nun, Frau Müllerin,“ sagte der Pfarrer, „wollt Ihr nicht auch heimgehen? Ihr seht, es ist alles schon fort, und der Kirchenner wird die Pforte abschließen wollen. Hört Ihr nicht, wie er mit den Schlüssel draußen rasselt? — Aber gute Frau, Ihr weint ja; es drückt wohl schwerer Kummer Euer Herz? — Nun, Ihr habt sicherlich Euer Kreuz in das Mutterherz Mariä bei der Andacht niedergelegt, und da könnt Ihr getrost sein; denn, wie es in dem schönen Gebete, das wir vorher mit einander gebetet haben, heißt: „Es ist noch nie gehört worden, daß einer, der zur gültigsten Jungfrau Maria seine Zuflucht genommen, zu ihr um Hilfe gesteht, ihre Fürbitte angerufen hat, von ihr verlassen worden sei.“

„Ach ja, Euer Hochwürden,“ — sagte die Müllerin tief seufzend — „ein recht schwerer Kummer ist's, der mich drückt; es ist die Sorge um meinen Mann.“

„Ich weiß schon, was Ihr sagen wollt,“ fiel der Pfarrer ihr in die Rede; ja, es ist ein rechter Jammer! Es macht mir selber große Sorge, und ich habe Eurem Herrn schon mehrmals Vorstellungen gemacht und ihm ins Gewissen geredet, aber es hat nichts gefruchtet; er ist leider ganz in der Gewalt seiner unseligen Leidenschaft, die ihn, ich fürchte es, noch ins Unglück stürzen wird. Doch wir dürfen darum noch nicht verzweifeln. Bei Gott ist kein Ding unmöglich; die Apotheke der göttlichen Vorsehung ist gar reich an Heilmitteln; hoffen und vertrauen wir, daß die Barmherzigkeit Gottes, die schon so unzählig viele Seelen geheilt hat, auch Euren Herrn heilen wird, wenn auch vielleicht durch bittere Arznei.“

Nach diesen Worten wiederholte der Pfarrer den christlichen Gruß, besprengte die Frau mit Weihwasser aus dem Weihessel und trat durch die Pforte. — Die Müllerin hob ihr schlafendes Töchterchen auf ihren Arm, lehnte sein Köpfchen sanft an ihre Brust und verließ gleichfalls die Kirche.

Die Bergmühle lag einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt am Waldabhänge. Hermann, der Müller, noch in jugendlichem Alter, war ein fleißiger Mann im allgemeinen wohl gelitten. Er betrieb sein Geschäft mit allem Eifer und hatte ein gutes Auskommen. Man konnte ihm nichts Schlechtes nachreden, nur eines — was im Dorfe kein Geheimnis war — fiel ihm zur Last — das Jagen in fremden Revieren. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und ein Wildschütze. Und eben dieses war es, was seiner braven Frau so schwere Sorge und so herben Kummer machte.

An jenem Nachmittage des Mariäfestes saß er mit einigen guten Freunden im goldenen Stern beim Biere. In dem munteren Gespräche fehlte es auch nicht neckenden Anspielungen auf seine Liebhaberei. „Was sagt der Wirt, mit dem erhobenen Finger drohend: „Bergmüller, Bergmüller, laßt's Euch gesagt sein, nehmt Euch vor dem Förster in acht, er ist auf Eurer Spur und er versteht keinen Spaß!“

„Was meint Ihr, Sternwirt?“ entgegnete Hermann lachend, „ich sollte mich vor dem Förster in acht nehmen? Ha, ha, ha! ich sage Euch, der Förster darf sich eher vor mir in acht nehmen!“ Dann fügte er höhrend bei: „Braucht Ihr kein frisches Rehfleisch? — Ich kann Euch vielleicht heute nacht solches liefern.“

„Nein!“ entgegnete der Wirt in ernstem Tone, „nicht geschenkt mag ich es! Hermann, denkt an Eure brave Frau und an Euer Kind! Ich will kein Unglücksprophet sein, aber das vergeßt nicht: Der Kreuz geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.“

Das Gespräch hatte damit eine ernste Wendung genommen, und der muntere Ton wollte sich nimmer finden lassen. Die Gäste tranken aus und verließen die Wirtsstube. Der Wirt trat an das Fenster und, indem er dem dahineilenden Müller nachschaute, schüttelte er bedenklich den Kopf und sprach halblaut vor sich hin: „Mit dem mir's kein gutes Ende nehmen. Mir thut nur seine brave Frau leid und sein so liebes Töchterchen. Wie glücklich könnten die Leute leben, wenn er die böse Leidenschaft nicht hätte. Man sollte nicht glauben, wie mancher Mensch unwillig sein Glück zerstört und blindlings ins Verderben rennt.“ — Eintretende Gäste rissen ihn jetzt aus seinen trüben Betrachtungen.

* * *

Die Nacht war hereingebrochen, und der am wolkenlosen Himmel aufsteigende Vollmond beleuchtete wunderschön Berg und Thal. Sein helles Licht ließ tief im Walde die Gestalt eines Menschen erkennen, der unter einer Buche am Boden kniete und damit beschäftigt war, einen erlegten Rehbock auszuweiden. Die Büchse stand neben ihm am Baumstamme angelehnt. Es war der Bergmüller.

Da plötzlich trat kaum zwanzig Schritte entfernt eine andere Gestalt, die schußbereite Büchse in den Händen, aus dem Gebüsch hervor — der Förster. — „Hab' ich Dich endlich erwischt, Hallunke!“ schrie er mit Donnerstimme den Müller an. „Nun soll Dir das Handwerk gelegt werden!“

Hermann war wie vom Blitz getroffen; aber schnell gefaßt, ergriff er den Stutzen, sprang auf und schoß nach dem Förster — glücklicherweise ohne ihn zu treffen. In demselben Augenblicke knallte die Büchse des Försters, und Hermann ließ mit einem grellen Aufschrei den Stutzen zur Erde fallen und umklammerte mit seiner linken Hand den rechten Arm. Dort hatte die Kugel eingeschlagen. Im Nu sprang der Förster hinzu, raffte den Stutzen hastig auf, warf ihn über seine Schulter und trat wieder einige Schritte zurück. „Wirst Du Dich jetzt ergeben, verworfener Bösewicht?“ fragte er mit dumpfer Stimme. — Der Müller schwieg und knirschte mit den Zähnen vor Schmerz und Wut. Seine Augen funkelten wie die eines Raubtieres, das im Begriffe steht, sich auf seine Beute zu stürzen.

Der Förster betrachtete ihn scharf und als er diesen Blick voll tödlichen Hasses auf sich gerichtet sah, übermannte ihn der Zorn, er hob seine Büchse, legte an und zielte, — doch in diesem Augenblicke durchzuckte ihn ein Gedanke, welcher seinen Zorn dämpfte; er dachte an die Familie des Müllers und alsbald ließ er die Waffe wieder sinken, indem er sagte: „Thäte mir nicht Dein braves Weib und Dein unschuldiges Kind leid, so würde ich Dir jetzt eine Kugel durch Deinen Kopf jagen, um Dir das Jagen für immer zu vertreiben, und würde Deinen Leichnam hier im Dickicht liegen lassen, damit er mit dem Aase Deiner Jagdbeute verfaule; denn ein ehrliches Begräbniß verdienst Du Wilddieb nicht. Aber aller Strafe darfst Du nicht entgehen. — Jetzt schnell den Rehbock aufgeladen und voran marschirt!“

Der Müller starrte trotzig vor sich hin und rührte sich nicht. Jetzt stieg dem Förster wieder die Galle. „Wir's bald!“ schrie er. — „Eins! — Zwei!“ — und der Hahn seiner Büchse knackte. Schnell bückte sich jetzt Hermann, hob trotz der Schmerzen, die ihm sein verwundeter Arm machte, den Rehbock und schleuderte ihn auf seine Schultern.

(Schluß folgt.)

Ein Weltverbesserer, wie es deren nur zu viele gibt.

Es klopfte an die Thür des Gerichtssaales, in welchem St. Petrus in Vertretung unseres lieben Herrgottes über die Abgeschiedenen Gericht hielt. „Herein!“ — Die Thür öffnete sich und hocherborenen Hauptes trat ein Mann ein, den man auf Erden zu den „Roten“ zählte. Er nahm seinem hl. Richter gegenüber Platz, um Rechenschaft über sein irdisches Thun und Lassen abzulegen. Da er von der hl. Weisheit, der demütigen und aufrichtigen Selbstanlage nie etwas gehalten hatte, so suchte er mit hochtönenden Redensarten seine sündhaften Handlungen zu bemänteln und in dem Lichte der Liebe zur Menschheit darzustellen,

„Nein,“ sagte St. Peter, „hoffe nicht, mich durch schöne Redensarten täuschen zu können. Die Beweggründe zu deinem Thun sind nicht so uneigennützig gewesen, wie du sie darstellen willst, und du bist nicht einzig und allein durch das Gefühl verletzter Gerechtigkeit zur Auflehnung, zum Kriege gegen die gesellschaftliche Ordnung getrieben worden.“

„Die gesellschaftliche Ordnung! Dieser Ausdruck, erlaube mir das zu sagen, setzt mich in Erstaunen. Gesellschaftliche Ordnung! Diese Ordnung nennen andere Unordnung, und für mich ist das ihr richtiger Name. Es ist ja eine Gesellschaft, wo die einen alles sind und die anderen nichts!“

„Erhigen wir uns nicht,“ sagte St. Peter, „und wenn das Wort »Ordnung« in der Deutung, die du ihm zu geben beliebst, dich ärgert, so wollen wir es durch ein anderes ersetzen und »Gesellschaftliche Zustände« sagen. Und nun wiederhole ich: was du mich auch glauben machen willst, nicht das Gefühl gekränkter Gerechtigkeit, noch hat dich ein anderes edles Gefühl zu dem Kriege getrieben, den du unaufhörlich durch Wort und That gegen die gesellschaftlichen Zustände geführt hast.“

„Was denn anders? Werden nicht in dieser Gesellschaft, welche die Reichen und Ausbeuter zu ihrem Besten eingerichtet haben, die heiligsten, unverjährbarsten Menschenrechte auf die unwürdigste Weise unter die Füße getreten? Was ist berechtigter, als daß man für die Enterbten einen Teil der Genüsse in Anspruch nimmt, mit denen die Glücklichen sich bis zur Uebersättigung füllen, und für alle einen Platz an der Sonne verlangt? Und ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß der Schüler des Zimmermannssohnes, einer, der selbst zur Zeit ein armer Fischer war, mir anscheinend ein Verbrechen daraus macht, daß ich die Sache der Kleinen und Schwachen gegen die Großen und Mächtigen verteidigt und letztere an die Achtung vor dem erhabenen Gesetze der Brüderlichkeit erinnert habe, welches dein Herr und Meister, der Demokrat Jesus, gepredigt hat!“

„Wenn du nur das gethan, wenn du dich darauf beschränkt hättest, die Lehre von der Brüderlichkeit, wie sie der göttliche Stifter der christlichen Gesellschaft gelehrt hat, denen ins Gedächtnis zurückzurufen, welche dieselbe vergessen oder freiwillig verkennen, so würde ich dich loben, statt dich zu tadeln. Ja, ich sage es freier heraus, als du: weil man diese Lehre vergessen hat, haben sich große, bellagenswerte Uebelstände in diese Gesellschaft eingeschlichen, in welcher die Einheit und der Friede der Kinder Gottes für immer hätten herrschen sollen, und diese Uebelstände machen große Verbesserungen unumgänglich notwendig. Wer daran arbeitet, daß diese Verbesserungen ins Leben treten und der Natur und der Schwere des Uebels angepaßt werden, indem er die echten Grundsätze des Christentums wieder zu Ehren bringt, die Christen von heutzutage auf den vergessenen Pfad der wahren Brüderlichkeit zurückführt, den Gedanken und Leidenschaften der Selbstsucht die Gebote und Eingebungen der Gerechtigkeit und Liebe entgegenstellt und nicht bloß von Rechten, sondern auch und hauptsächlich von den Pflichten redet, deren treue Erfüllung die Achtung vor den Rechten aller befestigt und sichert: der, ich spreche es laut und feierlich aus, thut das vorzugsweise gute Werk, denn er setzt das Werk des göttlichen Erlösers

fort, der auf Erden erschienen ist, um die Einigkeit der Menschen untereinander und mit Gott wiederherzustellen. Aber dieses Werk der Wiederherstellung kann nur der Geist der Eintracht und des Friedens, nicht aber der Geist der Zwietracht und des Krieges eingeben. Nicht der Haß unternimmt es, sondern die Liebe. Nur eine vollkommene Uneigennützigkeit, nicht aber der Neid über die glücklichere Lage des Nächsten gibt den Mut, dieses Werk trotz der Widersprüche und der ungerechten Deutungen solcher fortzusetzen, welche von der Wahrheit verlezt oder von der Begerlichkeit verblindet werden. Und um daselbe zu Ende zu führen, bedarf es des gewissenhaften Studiums und des unparteiischen Aufsuchens der Mittel zur Befriedigung aller berechtigten Forderungen, soweit diese Befriedigung möglich ist: leere und unfruchtbare Redensarten nutzen dazu nichts. Zur Bewirkung dieses Werkes bedarf es nicht des Blutvergießens, sondern der Belehrung. Man braucht dazu nicht, wie du gethan, die Brandfackel anzuzünden und umherzutragen; man

boten, ihnen dieselben streitig zu machen. Die einzige Reform, von welcher du im Innersten deines Herzens träumst, war diese, dich selbst an die Stelle dieser »Glücklichen« zu bringen, selbst wenn du dafür mehr Haß und mehr Flüche auf dein Haupt hättest häufen müssen, als du auf das ihrige herabießst. Wie so vielen andern Reformatoren, vor denen die Gesellschaft mehr erschrickt, als selbst vor ihrer Krankheit, haben auch dir Stolz, Trägheit, Neid, Unmäßigkeit, Wollust all' deinen schönen Eifer für das Wohl der Menschheit eingesflößt und nur von diesen Leidenschaften erwartest du deine Belohnung. Ich wünsche, daß du deinen Lohn von ihnen erhalten hast, denn, was du auch immer zu beanspruchen schienst: hier ermet man die Früchte dieser Bäume des Todes nicht.“

Gerichtliche Miscellen.

VII.

In Harderwyk konnte man ehemals bekanntlich ohne Prüfung Doctor juris werden. Ein paar Edelleuten, die durch diese Stadt reisten, fiel es ein, sich also zu Doktoren kreieren zu lassen. Sie schickten zum Dekan der Fakultät und baten sich zwei Diplome aus. Da er jedoch abwesend war, so ließ seine Frau sagen, morgen sollte die Sache ausgefertigt werden. Es geschah, und die neuen Doktoren empfangen ihre Diplome gegen die Gebühren. Nun kam ihnen aber der Gedanke ein, sich über die Fakultät lustig zu machen, schickten daher abermals hin und ließen fragen, ob sie nicht auch ein paar Diplome für ihre Reitpferde haben könnten? Das ginge nicht an, ließ die Frau Dekanin antworten; nur Esel mache man hier zu Doktoren, nicht Pferde.

Ein Friedensrichter ließ über die Thüre seines Büreauszimmers die Aufschrift setzen: Bonis semper patet (für die Guten immer offen). Der unglückliche Maler, welcher damit beauftragt war, aber kein Latein verstand, machte statt des B ein D: Donis semper patet (für die Geber immer offen).

Pater Abraham a St. Clara erzählt folgendes Hiftörlein:

Es war ein Hofnar bei einem Herzog, der ward seines langen Dienstes endlich überdrüssig und hat den Fürsten eines Tages, als er diesen recht wohlgelaunt traf, um eine Gnade. „Was für eine Gnade?“ fragte der Herzog. „Machen Ew. Durchlaucht mich zu einem Esel,“ antwortete der Narr. „Sonderbares Verlangen,“ — sprach der Herzog lachend, — warum möchtest Du ein Esel werden? — „Euer Durchlaucht,“ versetzte der Narr, „haben bis dato viel Esel zu einträglichsten Stellen befördert; so wünschte ich auch einer zu sein.“

Das war in Zeiten, wo der Examina und Qualifikationen weniger waren als jeztunder; ob aber des Narren Wunsch nicht auch heutzutage noch manchmal am Platz wäre, ist eine andere Frage.

Ein Färber sollte als Zeuge in einer Injurienfache schwören. Der den Eid abnehmende Gerichtsbeamte war kurzfristig. Als nun der Färber die Hand emporstreckte, um den verlangten Eid abzulegen, sah der Gerichtsmann die blaue Hand und sagte, indem er die Eidesformel unterbrach: „Legen Sie die Handschuhe ab!“ — Der Färber ließ sich im Hersagen der Eidesformel nicht irre machen. Uergerlich darüber, rief der Beamte: „Herr, die Handschuhe aus!“ — Kalt erwiderte der andere: „Herr, die Brill' heraus!“ und fuhr fort, den Eid vollends zu sprechen.

Ein oft gedrucktes Büchlein vorigen Jahrhunderts führt den naiven Titel: Prozessualische Kaufesfallen oder kürzliche Vorstellung, wie es bei Prozessen insgemein herzugehen pflege? und was man gutes dabei zu hoffen habe? u. s. w. Von J. G. Döhler. Hier

Das Unglück.



Dorfschullehrer (zu einem Taugenichts, der in der Schule beharrlich den letzten Platz behauptet): Du, Toni, Klettere nicht 'nauf, es könnte sonst, falls Du kopfüber hinübergeschlängst, ein Unglück passieren.

Toni: Sie meinen, Herr Lehrer, ich könnte mir den Schädel einschlagen?

Lehrer: O den nicht, der wird schon fest genug sein, aber den eisernen Gekügelstutertrog der gnädigen Herrschaft, der drüber gerade unter steht.

muß vielmehr vom göttlichen Herde das Licht nehmen, welches allein die menschliche Gesellschaft über ihren richtigen Weg und ihr wahres Ziel aufklären kann. Hätte ich einen Menschen vor mir, der zwar wie du irregeleitet, aber von einer bessern Absicht als du befeelt wäre, so könnte ich vielleicht die Rechtmäßigkeit und die Wirksamkeit seines Systems der gesellschaftlichen Reform mit ihm besprechen und prüfen. Dem System aber sagte sich für dich (du weißt das so gut wie ich), in die bekannte Formel zusammen: »Geh weg da, daß ich mich hinsetze.« Du hattest keine Grundätze, du hattest nur Gelüste; und wenn die Umstände dir Gelegenheit geboten hätten, diese auszuführen, so würde man dir, und zwar mit größerm Rechte, dieselben Vorwürfe gemacht haben, welche du gegen die »Ausbeuter« erhebst. Denn du erstrebst einzig deinen und deiner Leidenschaften Vorteil. Es verjete dich in eine Art von Wut, wenn du das Glück oder die Ueberlegenheit deines Nächsten ansehen mußt, und du haßt mit der ganzen Kraft deines gedemüthigten Stolzes, deiner unbefriedigten Lüsterheit sowohl die Besitzer der Güter, welche dir versagt waren, als auch die göttlichen und menschlichen Gesetze, welche dir ver-

kann man einen Blick in das damalige Justizwesen thun, worüber sich der Verfasser im Vormort verbreitet und unter andern etliche gar nicht seine Zeugnisse anderer Autoren beibringt.

„Der vortreffliche Ictus Schneidewinus“ — heißt es — „hat an einem Ort sich also vernehmen lassen: Ein Mensch, der rechten wollte, müsse drei Taschen haben, die eine zu den Briefen, Urkunden und Beweiskümmern, die andere zu dem Gelde und Unkosten, die dritte zu der Geduld.“ Und Herr Scriver erzählt an einem Ort: Daß er einmal von einem gelehrten Icto gehört, daß derselbe mit großem Ernst gesagt, es wäre leider heutigen Tages dahin gekommen, daß, wenn er 1000 Thlr. zu fordern hätte und er sollte sie seinem Gegner auf dem Rechtsweg abstreiten, so wollte er lieber 100 dafür nehmen und den Streit fahren lassen. (Ist auch heute nicht von der Hand zu weisen.)

Der Berggeist.

Ein Förster bewohnte mit seiner jungen, noch nicht lange ihm angetrauten Frau das ihm angewiesene, am Fuße eines Berges gelegene Forsthaus. Ein blühender Knabe von einem Jahre war des jungen Ehepaars irdische Seligkeit. Für alle Mühen und Strapazen seines Dienstes entschädigte der herzige Bube seinen Vater, und die Mutter wußte nichts anderes zu thun, als ihm herzige Schädereien zu lehren, wie es eben bei Eheleuten der Fall ist. Aber wehe! Eines Morgens, als der Förster erwachte und, wie er es alle Morgen gethan, dem „Bubel's Kreuz machen“ und ihm den Morgentfuß geben wollte, fand er das blühende Kind, das gestern Abend noch ganz gesund und munter war, — tot in der Wiege. Ein Schrei des tiefsten Schreckens weckte auch seine Frau. — Jammer und Wehklagen erfüllte das Haus.

Der Förster rannte sogleich zum Arzte, der augenblicklich mit ihm ging und nach genauer Untersuchung sein Urtheil dahin abgab, daß das Kind ermüdet worden sei! — Ermüdet, erstickt! Von wem? Das schien allen unmöglich, denn Thüren und Fenster waren verschlossen, und außer dem Förster, dessen Frau und Schwester war niemand im Hause.

Die Sache blieb ein Räsel. Die alten Leute der Gegend raunten sich und endlich auch dem Förster ins Ohr, den Buben habe niemand anderer ermüdet, als das Waldmännchen, der in den Bergen wohnende und die Gegend in Schrecken versetzende Berggeist. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, mußte nun jeder Mann und jedes Weib etwas von dem Bergbösewichte zu erzählen, worüber der Förster selbst stutzte, der von ältern Jägern tausend ähnliche Dinge gehört hatte. Grausen aber erfüllte ihn und alle Nachbarn, als nach Jahr und Tag an einem zweiten Kinde, das der Himmel dem Förster geschenkt hatte, das nämliche geschehen war. Auch der zweite Knabe lag ermüdet in seiner Wiege.

Das ging nun nicht mit natürlichen Dingen zu. Der Förster war in seinem erneuerten Schmerze nahe daran, seinen Dienst zu kündigen und das vermurthete Forsthaus zu verlassen, wenn ihm gleich ein anderer Dienst zu Gebote gestanden hätte. Indes die Zeit milderte den Schmerz, besonders da nach Verlauf von etwa sechs Vierteljahren ein dritter munterer Knabe auf seinen Armen lächelte. Freilich war die Freude nicht ungetrübt, denn die Erinnerung an die zwei ersten ihnen so grausam geraubten Kinder, sowie die Furcht, vielleicht auch dieses zu verlieren, verbitterte die Freude. Nun, sie empfahlen sich und ihr liebes Kind in Gottes Schutz und wachten mit aller Sorgfalt über dasselbe und hofften das Beste.

So saßen sie an einem schönen Herbstabende vor dem Forsthaus, mit dem Kinde scherzend, da schritt ein Reisender, ein Handwerksbursche, von der Landstraße herüber auf sie zu, grüßte zutraulich und bat um eine Nachtherberge, da der Abend herankam und kein anderes Haus in der Nähe war. — Der Förster zögerte eine Weile, da aber der Bursche so freundlich that, so ehrlich aussah, und zuletzt nach Angabe seines Geburtsortes sich herausstellte, daß er ein Landsmann des Försters sei, gewährte er seine Bitte. Der Bursche setzte sich zu ihnen und verzehrte mit großem Behagen und unter wiederholten Dankworten den ihm dargebotenen Imbiß. Während des vertraulichen Gesprächs erzählte der Förster seinem Gaste auch das Unglück, welches ihn mit seinen beiden Kindern betroffen. So

war es zehn Uhr geworden. Der Mond schien so hell, und es war so ein freundlicher Abend, daß man auf das Schlafengehen ganz vergessen konnte. — Endlich ging man zur Ruhe. Der Förster mit seiner Frau und dem Kinde in das Nebenzimmer, und dem Burschen wurde auf der Ofenbank ein Lager hergerichtet.

Bald waren die drei im Nebengemache eingeschlafen, doch der Handwerksbursche fand nicht sobald Ruhe. Müde von der Reise lag er wachend da; die Geschichte mit den Kindern ging ihm im Kopfe herum. Er sann hin und her, was wohl die Ursache gewesen sein mochte, daß diese Kinder so plötzlich gestorben seien. Daß Licht des Vollmonds erhellte das Zimmer und die ganze Gegend.

So lag er im Nachsinnen und Raten bis gegen zwölf Uhr. Da gab es plötzlich einen starken Schlag an das Fenster, daß dieses aufschlug und die kühle Nachtluft ins Zimmer strömte. Er erschraf nicht wenig. Er wendet sich nach dem Fenster, sieht zwei glühende, unheimlich funkelnde Augen und eine schwarze Gestalt, welche langsam und bedächtig durch das offene Fenster hereinschlich. Er verfolgt sie mit pochendem Herzen und durchbohrendem Blick. Die Gestalt springt herab ins Zimmer, schleicht durch die nicht verschlossene Thüre ins Nebengemach und verschwindet. Da steht er leise aber schnell auf, geht zur Thüre und horcht. — Gott! Er hört das Kind kurz atmen, ja röcheln, er streckt den Kopf durch die Thüre und sieht das schwarze Ding in der Wiege. Mit einem Sprung ist er am Bettchen des Kindes, packt mit der Faust den Unhold und hält in den Händen — den großen schwarzen Hauskater!

Ein Schrei weckt den Förster und seine Frau aus dem Schlafe, sie fahren erschrocken auf, der Förster langt hastig nach seiner Flinte, aber als er — dank dem Mondenscheine — den Landsmann erkennt, legt er sie beiseite. Dieser ruft wie im Siegesjubel: „Herr Förster, ich habe den Berggeist, den Mörder eurer Kinder!“ und zeigt ihm die Katze.

Ist, nachdem der Reisende, den Gott wie einen Schutzengel herbeigeführt hatte, den Hergang erzählte, wurde alles sonnenklar. — Welche Freude! welchen Dank brachten sie Gott und dem jungen Burschen. Wie froh war der Förster, daß er diesen nicht abgewiesen hatte. Das Kind, das liebe, liebe Kind war gerettet; und es ward vorgesorgt, es für alle Zeit vor ähnlicher Gefahr zu bewahren.

Ueber den Kater aber dürft Ihr nicht gar zu böse sein; er that es nicht aus Bosheit, er hatte durchaus keine mörderischen Gedanken; er folgte nur dem natürlichen Triebe. Er fühlte sich in der kühlen Nacht draußen sehr unbehaglich und suchte sich an dem Kinde zu wärmen. Aber zur Vorsicht möge Euch die Geschichte mahnen.

Kleine Chronik.

* **Pelplin**, 26. November. Pfarrer Holzer in Bielitten, der vor 30 Jahren vom Protestantismus zum Katholizismus übertrat, ist plötzlich im 80. Jahre seines Lebens gestorben.

* **Königsberg**, 30. November. Folgendes Geschichtchen wird dem „Reichsfreund“ von hier mitgeteilt: „Unter den Einjährig-Freiwilligen aller Waffengattungen ist es in Königsberg althergebracht, daß sie sich, selbst wenn sie persönlich nicht mit einander bekannt sind, auf der Straße und in öffentlichen Lokalen grüßen. Eine Ausnahme davon machen die Einjährig-Freiwilligen des Kürassier-Regiments, die mit verschwindend geringer Ausnahme sich aus dem Adel der Provinz rekrutiren. Diese haben nun kürzlich bei den Freiwilligen der reitenden Artillerie schriftlich angefragt, ob sie geneigt seien, mit den freiwilligen Kürassieren wieder auf Gleich-Fuß zu treten haben aber ihrem Anerbieten die Bedingung hinzugefügt, daß jene alsdann fortan die Freiwilligen der Infanterie und der Fußartillerie zu grüßen aufhören müßten. Die reitenden Artilleristen haben dieses Anerbieten angelobt!“

* **Kuzhagen**, 26. November. Das viel in der Presse besprochene Antontout des Regierungsassessor Slogau, früher in Neuhaus a. d. Ost-, mit dem früheren Reichstagsabgeordneten der deutsch-nationalen Partei, Cronmeyer dabei, welches vor der Wahl in dem benachbarten neugebauten hannoverschen Wahlkreise vielen Staub aufgewirbelt hat, hat heute vor der k. d. Strafkammer zu Stade die richterliche Entscheidung gefunden. Der Vorgang ist noch in aller Gedächtnis. Nach einer Depesche ist der Regierungsassessor Slogau heute von der Strafkammer zu Stade wegen Bedrohung und Beleidigung des früheren Reichstagsabgeordneten Cronmeyer zu 300 M. Geldstrafe verurtheilt, dagegen wegen Mißhandlung freigesprochen worden.

* **Hamburg**, 30. November. In einer ärmlichen Wohnung in St. Pauli wohnte seit einigen Wochen bei einfachen Leuten ein aus St. Louis gebürtiger, 74jähriger Greis, der stets in der schäblichsten Kleidung einherging, allen Leuten seine Not klagte und schließlich aus Mitleid von seiner Logis-

wirtin unterhalten wurde, da sie ihn nicht dem vermurtheten Hungertode preisgeben wollte. Der Sonderling litt nicht, daß seine Wirtin jemals seine Kammer betrat. Als er jedoch vor einigen Tagen nicht sichtbar wurde, öffnete die Frau gestern Abend die Stubenthür und fand den Mann in voller Kleidung tot auf dem Bette liegen. Bei dem Aufräumen des Zimmers fand sich ein Sparfassenbuch der Bremer Bank auf den Betrag von 44538 M., zahlbar an den Inhaber des Buches, vor. Dasselbe wurde in gerichtliche Verwahrung genommen.

* **Kassel**, 27. November. Ein Vergiftungsfall ereigt seit gestern in der benachbarten Universitätsstadt Marburg mit recht ein gewisses Aufsehen. Der aus Magdeburg stammende Student der Chemie Dr. Niemeyer hat sich mittels Cyanalkali vergiftet. Gestern Abend fand man ihn tot im Bette. Auf dem Nachtschiff fand sich ein Zettel vor, welcher nur die Worte enthielt: „Durch Cyanalkali vergiftet, Sektion verboten!“ Es war die eigene Handschrift des Selbstmörders. Die Ursache zu dem verzeihlichen Schritte ist in Dunkel gehüllt, weshalb der Vorfall überall Befremden erregt.

* **Biebrich**, 30. November. Im letzten Frühjahr fand hier zwischen zwei Burschen ein Streit um ein Mädchen statt, bei welchem der eine den anderen durch mehrere Revolvergeschosse schwer verwundete und dann entfloh. Als Thäter wurde der Metzger Georg Penker von Ettrichsbrunn in Bayern angegeben. Nachdem Penker in München ermittelt war, wurde er verhaftet und dem Staatsanwalt zu Wiesbaden angeliefert. Es stellte sich aber bald heraus, daß Penker unschuldig und zur Zeit der That in München war. Er wurde sofort entlassen und von dem dortigen Gefängnisverein mit einem Geldbetrage zur Rückfahrt nach München unterstützt. Der wahre Thäter war der Metzger Georg Pfand von Ethalbort, der den Namen Penker fälschlich geführt hatte und jetzt zur Haft gebracht worden ist. Penker hat sich nun an den Kaiser gewandt und durch Allerhöchste Duldung wegen der ohne sein Verschulden über ihn verhängten Untersuchungshaft eine Entschädigung im Betrage von 120 M. erhalten.

* **Aus Nassau**, 26. November. Der „N. Bot.“ bringt heute zwei Nachrichten über den Hochw. Herrn Bischof von Limburg. Das Befinden des hohen Herrn sei ein besseres, als Ende voriger Woche; dann, daß der hl. Vater ihm den apostolischen Segen gesendet habe. Das bezügliche Telegramm lautet: „Der hl. Vater erteilt Ew. bischöflichen Gnaden zum Beweise seiner besonderen Liebe aus ganzem Herzen den apostolischen Segen, was Ihnen zum Troste gereichen möge. Jacobini.“

* **Baderborn**, 25. November. Dem Präses des katholischen Gesellenvereins in Minden, Herrn Pfarrer Bergmann, ist laut „W. Vbl.“ folgendes Schreiben unseres Hochw. Herrn Bischofs zugegangen: „Baderborn, 6. November 1884. Im Interesse eiahrlicher Leitung der in meiner Diözese bestehenden Gesellenvereine fand ich mich veranlaßt, die nach Regierungsbezirken vorgenommene Unterordnung der gedachten Vereine unter zwei Diözesanpräsidien insofern aufzuheben, daß für den westfälischen Teil der Diözese von jetzt an nur ein Diözesanpräses berufen werden soll. Gleichzeitig ernenne ich Ew. Hochwürden hierdurch zum Diözesanpräses der Gesellenvereine für den gedachten westfälischen Teil der Diözese in der Ueberzeugung, daß Sie Ihre reiche Erfahrung und ihren erprobten Eifer gern in den Dienst stellen werden, die um so wichtiger wird, je größer die Gefahren sind, welche die jüngeren Handwerker nur zu leicht auf abschüssige Bahnen führen. Der Bischof: Franz Caspar.“ Mit dieser Ernennung ist eine erprobte Maßregel getroffen und auch gekümmerten Wünschen, namentlich auf der letzten Generalversammlung in Köln, Rechnung getragen worden.

* **Düsseldorf**, 27. November. Infolge Bekanntmachung der hiesigen k. d. Regierung im „Amtsblatt“ sind die gegen die katholischen Geistlichen Hubert Jakob Theisen aus Burscheid, Franz Dooremann aus Kanten und Joseph Plagge aus Emsdetten verhängten Aufenthalts-Untersagungen aufgehoben worden.

* **Trier**, 24. November. Gestern tagte hier eine Versammlung von ca. 80 Personen, meistens Gutbesitzer und Winzer, welche zur Begründung, Entschleunigung und Beilegung der so viele und große Weinbergsdiskette verheerenden Reblaus eine Petition an den Reichskanzler beschloß, in welcher gebeten wird: 1) Der Petition des deutschen Weinbauvereins um Errichtung eines Schutzgürtels zwischen dem infizirten Rebengebiet der Rheinprovinz Folge geben zu wollen. 2) Eine obligatorische Untersuchung sämtlicher Weinberge und zwar mindestens einmal in jedem Jahre anordnen zu wollen und 3) Verfüßstationen zur durchaus notwendigen Regeneration der Reben ins Leben rufen zu wollen.

* **Furth a. W.**, 29. November. Ueber ein hier verführtes Dynamit Attentat wird berichtet: Es wurden in dem Keller des Kaufmanns Klein zwei, wie man der „A. W.“ schreibt, mit Nitroglycerin gefüllte Flaschen gefunden, welche, mit Zündvorrichtung versehen, mittels dünner Stricke in den Keller hinabgelassen worden waren. Die bis auf die Straße reichende Zündschnur der einen Flasche war teilweise verlohrt, während die der anderen sich noch als unversehrt erwies. Jedem einem glücklichen Zustande ist es zuzuschreiben, daß eine 26 Menschenleben bedrohende Katastrophe vereitelt wurde. Die eine dieser Flaschen wurde von dem in dem genannten Hause beschäftigten Romanis auf das Feld gebracht, wo dieselbe durch Bewerfen mit Steinen unter heftigem Knall explodirte, den jungen Mann am Kopfe erheblich verletzte und ihn beinahe das Gesicht gelöst hätte. Die andere Flasche wurde auf Anordnung der Ortspolizei in behörde aufbewahrt, bis zum Eintreffen der requirirten gerichtlichen Kommission. Die beabsichtigte Wirkung wäre, da sich über den Keller die Wohnungen des Kaufmanns und von P. waten befinden und außerdem im Keller viele leicht entzündliche Stoffe, wie Spirit etc., lagerten, jedenfalls eine schreckliche gewesen. Bezüglich der Urheberchaft des Attentats sind bis jetzt nur ganz unbestimmte Vermuthungen laut geworden.

* London, 24. November. Einen Akt heldenmütiger Aufopferung meldet die „Times“ vor kurzem von der schottischen Küste. Während eines furchterlichen Unwetters strandete in der Nacht zum 28. Oktober in der Bucht von Aberdour der Dunder Dampfer „William Hope“. Eine Mrs. Whyte, die Frau eines Landarbeiters, sah die Gefahr, in welcher das Schiff schwelte, eilte sofort ans Ufer, der Stelle zu, wo das Schiff gestrandet war, ergriff das ihr von den Schiffbrüchigen zugeworfene Rettungsseil, band sich dasselbe unter Lebensgefahr um den Leib, stemmte sich inmitten der schäumenden Brandung fest gegen die Felsen, hielt das Seil straff und ermöglichte es so der Mannschaft ans Land zu kommen. Erst als der letzte Matrose gebohren war, ließ sie das Seil fahren und führte dann die zum Tode erschöpften Leute in ihre nahe Wohnung, wo sie ihnen, ohne auch nur ihre eigenen Kleider zu wechseln, Speise und Trank vorsetzte, soweit es ihre Mittel erlaubten, ihre Kleider trocknete und dann erst an sich selbst dachte. Während der ganzen anstrengenden Rettungsarbeit hatte sie keinerlei Hilfe, da der Teil der Küste, an welcher das Schiff strandete, fast gänzlich unbewohnt war.

Vokales und Provinzielles.

Breslau, 3. Dezember.

— Im Monat Dezember bleibt die hiesige Pfarrkirche zu St. Maria auf dem Sande täglich von früh bis abends geöffnet.

— Gegen Herrn Kanonikus Dr. Franz und den verantwortlichen Redakteur der „Schles. Volksztg.“ Herrn Dr. Fink ist nunmehr seitens der Staatsanwaltschaft Anklage erhoben worden wegen Beschimpfung der katholischen d. h. altkatholischen Religionsgemeinschaft, begangen durch die von Herrn Dr. Franz auf der letzten schlesischen Katholikenversammlung gehaltenen, von uns im stenographischen Wortlaut reproduzierte Rede. Herr Abgeordneter Dr. Porsch hatte, unterstützt von den Mitgliedern des Zentrums und der polnischen Fraktion, beim Reichstage beantragt, die Aussetzung des Strafverfahrens für die Dauer der Session zu veranlassen. Diesem Antrage, welcher Freitag zur Beratung gelangte, wurde entsprochen.

— Für die erledigte katholische Kuratie in Raschwitz, Kreis Nimpfisch, ist seitens des Oberpräsidenten der Provinz Schlesiens, Wirklichen Geheimen Rates Dr. von Schwemitz, der seitherige Kaplan Benjamin Kaps in Strehlitz präsentiert worden.

— Der Staatspfarrer Becherer in Poltwitz ist am 1. Dezember gestorben, leider unausgehört mit der Kirche. Er hatte sich trotz des Widerspruches der kirchlichen Behörden am 17. August 1877 vom Magistrat in sein unrechtmäßiges Amt einführen lassen. Seit dieser Zeit war die Pfarrkirche in Poltwitz fast leer, während die Katholiken in den benachbarten Dörfern ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen suchen mußten. Was die brave katholische Gemeinde in diesen 7 1/2 Jahren gelitten hat, kann nur derjenige ermessen, der dies durchgemacht hat. So bemitleidenswert der Verstorbenen auch ist, daß er unausgehört mit Gott und der Kirche verchieden, so ist es andererseits nur erklärlich, daß die Nachricht von diesem Tode bei jedem treuen Katholiken freudig aufgeregt hat. Wenn übrigens Becherer nicht eine zu hohe Forderung gestellt hätte, wäre es schon bei der im Besen des Landrates stattgehabten gemeinschaftlichen Sitzung des Kirchenvorstandes und der Gemeindevorstellung am 16. Juli d. J. zu einem Vergleich gekommen. Da jedoch die Gemeinde den geforderten Betrag nicht aufzubringen im Stande war, sollte die Regierung das Fehlbende zuschießen. Die Angelegenheit ging insoweit ab, daß das Ressortministerium ab, wobei jedoch bis jetzt der Gemeinde ein Bescheid nicht geworden ist. Nun ist die ganze Sache auf eine so schnelle, unerwartete Weise gelöst worden, daß man dies wirklich als eine Fügung Gottes ansehen kann.

— Der Reichs- und Landtagsabgeordnete, Herr Amtsgerichtsrat Letocha in Berlin, zieht, wie die „Kath. Schulztg. für Nordd.“ meldet, in seinem Wahlkreise Kattowitz zahlreiche Kundgebungen über die Gehalts- und Pensionsverhältnisse und sonstige Emolumente der Volksschullehrer ein, um in nächster Legislaturperiode des Landtages bei Gelegenheit der Beratung des Elementarschulgesetzes die noch vielfach unzulängliche Besoldung des Lehrerstandes zur Sprache zu bringen.

— Nach amtlicher Anzeige sind mit der Weiheführung der Kirchenbücher in den nachbenannten katholischen Pfarreien folgende Geistliche betraut worden: Pfarreien zu Michelsdorf und Ober-Haselbach, Kreis Landeshut: Hilfsseelsorger Robert Schulz in Michelsdorf; Pfarrei zu Sprottau: Hilfsseelsorger Paul Kossolik daselbst; Pfarrei zu Neusalz, Kreis Freyhadr: Hilfsseelsorger Karl Adelt daselbst; Pfarrei zu Giezmannsdorf, Kreis Volkshain: Pfarrer Franz Jaitner in Wätzigsdorf, Kreis Landeshut; und Pfarrei zu Waudenau, Kreis Hoherswerda: Hilfsseelsorger Robert Krause daselbst.

— Der Hilfsseelsorger Joseph Kümle zu Strehlen ist mit der Führung der Kirchenbücher in der erledigten Pfarrei Strehlen beauftragt worden.

— Von geschätzter Seite wird der „Schles. Volksztg.“ folgendes vom verstorbenen Herzog von Braunschweig geschrieben: Man hat sich allgemein gewundert, daß der verstorbene Herzog, Wilhelm von Braunschweig, während sein Vender Herzog Karl bekanntlich selbsterweise die Stadt Gens zur Haupterin seines Vermögens einsetzte, in seinem Testament seine Residenzstadt Braunschweig gar nicht gedacht hat. Der Grund hierfür ist einfach in dem strengen Festhalten des verstorbenen Herzogs an dem Legitimitätsprinzip und in seinem Abscheu vor jeder revolutionären Bewegung zu suchen. Zu den häufigeren Tischgästen des Herzogs gehörte auch der vor wenigen Jahren in Westfalen bei seinem Hofen gestorbene katholische Pfarrer von Braunschweig, Dechant W. Dieser ehrwürdige emeritierte Geistliche erzählte u. a. auch folgendes aus den Tischgesprächen des Herzogs: Derselbe kam im engeren Zirkel wiederholt auf die

revolutionären Bewegungen des Jahres 1830 zu sprechen und geriet, wenn das Gespräch auf die Revolution in Braunschweig kam, welche ihn an Stelle seines Bruders Karl auf den Thron brachte, in eine hochgradige Bewegung. Er erging sich dann in scharfen Aeußerungen über die Stellung des deutschen Bundesstaates zu dieser revolutionären Bewegung und über die Schwäche Metternich's. Wiederholt schloß er seine Bemerkungen mit den Worten: „Ich werde den Braunschweigern nie vergessen, was sie meinem Bruder Karl angethan und wie sie mit dem Schlosse der Braunschweiger Herzöge verfahren sind.“ Sein Festhalten am Legitimitätsprinzip hatte ihn auch zu einem großen Freunde der Jesuiten gemacht. Als sich die ersten Vorböten des Sturmes gegen den Jesuitenorden in Deutschland bemerkbar machten, erklärte er vor einer kleineren Gesellschaft, welche er mit einer Einladung beehrt hatte, er würde, wenn er Herrscher über ein größeres katholisches Land wäre, sich um einen Preis die Jesuiten nehmen lassen; denn alles, was er über dieselben gelesen habe, beweiße ihm, daß dieselben ein Bollwerk gegen alle Revolutionen und die feste Stütze der Throne seien. Daher sinnen auch alle Revolutionäre mit der Vertreibung der Jesuiten an. Dab-i hatte er aber eine gewisse Scheu, Bestimmungen der Landesverfassung aufzuheben. Bekanntlich ist in Braunschweig die Zahl der katholischen Pfarreien eine gesetzlich normierte. Als ihm nun von einem katholischen Pfarrer die Bitte vorgetragen wurde, auch am Fuße der Harzburg die Bildung einer katholischen Pfarrei zu gestatten, erwiderte er ungefähr folgendes: „Ich scheue alle Gesetzesveränderungen, können Sie nicht am Fuße der Harzburg eine Kaplanei einrichten?“ Als diese Frage bejaht wurde, sagte er freundlich lächelnd: „Nun, da sind wir ja gleich im reinen; errichten Sie in Braunschweig so viele Kaplaneien, als Sie wollen; denn das verstößt nicht gegen das Landesgesetz.“

— Dem Konvent der Barmherzigen Brüder hier selbst ist von seitens des Pfarrers Robert Jänisch zu Ober-Haselbach, Kreis Landeshut, mittels Schenkungsurkunde ein Kapital von 30 000 Mk. zugewendet worden. Von landesherrlicher Seite hat der Konvent bereits die Genehmigung zur Annahme dieser Zuwendung erhalten. — Der verstorbene Lehrer August Hentschel zu Wizing hat der Lehrerwitwenkasse des Kreises Wohlau (d. i. der Dr. Fischer-haupt-Stiftung zur Unterstützung bedürftiger Lehrerwitwen und Waisen des Kirchenkreises Wohlau ein Legat von 1000 Mk. zugewendet.

— Anfang Dezember findet im Oberwalde bei Ohlau eine Hofsjagd statt, an welcher sich der Kronprinz und Prinz Wilhelm beteiligen werden.

— Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß der Termin für die diesjährige Viehzählung vom Provinzial-Ausschuß der Provinz Schlesiens auf Freitag, den 12. Dezember cr., festgesetzt worden ist. Ausgeschlossen von der Aufnahme in der Tabelle sind alle Tiere, welche dem Reiche, den Einzelstaaten oder den landesherrlichen Geseüen gehören, sowie alles in Schlachthöfen oder öffentlichen Schlachtviehhäusern aufgestellte Schlachtvieh. Die Viehbesitzer werden noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß diejenigen, welche bei der Zählung wesentlich falsche Angaben machen, nach § 2 der Polizei-Verordnung vom 11. November 1877 mit Geldstrafe bis zu 30 Mk. oder verhältnismäßiger Haft bestraft werden können.

— Die von der Sicherheitsbehörde vorgeschriebene Bestreunung der Trottoire mit Sand, Asche etc. wird häufig unterlassen oder nicht in genügender Weise ausgeführt. Solche Uebertretungen der so zweckmäßigen Verordnung haben bei der herrschenden Glätte schon häufig Ausgleiten und Hinfürzen der Passanten zur Folge gehabt. Wir machen darauf aufmerksam, daß die zur Erfüllung der polizeilichen Verordnung Verpflichteten, nicht allein zur Bestrafung herangezogen werden, sondern auch für Schäden, welche sich Passanten infolge Hinfürzens auf nicht bestreuten Trottoir zuziehen, haftbar sind.

— Die „Meißner Ztg.“ veröffentlicht einen Fall grausamer Unbarmherzigkeit, den man unter einer christlichen Bevölkerung kaum für möglich halten sollte. Sie schreibt: Wie weit man es, um der Gemeinde nicht Ungelegenheiten zu bereiten, in der grauenamen Sparamkeit zu weilen kommen läßt, beweist nachstehender Vorfall. Der 26 Jahre alte Arbeiter P., nebenbei bemerkt, kein Trinker, der nach beendeter Schaufsearbeit bei Ottmachau in Meißnergebirge Arbeit gesucht, kommt am 30. Oktober (am 29. Oktober war die Arbeit in Perschkenstein zu Ende) um die Mittagszeit in das eine Viertelmeile vor Grottau gelegene Reudorf. Hier fühlt derselbe plötzlich einen Schmerz in den Beinen, der ihn am Weitergehen hindert. In der Hoffnung, nach einiger Ruhe bis in die Stadt zu gelangen, sucht der Unglückliche einen nahe der Straße gelegenen Strohschuber auf. Vergebens bemüht sich P., nach einigen Stunden weiter zu gehen. Er bittet Vorübergehende dringend und wiederholt, seine Ueberführung nach dem in der Stadt gelegenen Kreiskrankenhaus zu veranlassen. Doch vergebens! Man zieht ihm auf Buten die Stiefeln aus, versorgt ihn mit Speise und Trank; aber ins Krankenhaus will ihn niemand bringen — denn daraus könnten der Gemeinde Unkosten etc. erwachsen; ja, man habe einmal einen Schwerkranken dahin gebracht, jedoch wieder mit Fortnehmen müssen, weil ihm die Aufnahme verweigert worden. (Dies kann nur dann geschehen, wenn von der Ortsbehörde keine Anweisung beigegeben wird.) Vier Tage und drei Nächte muß der Verwundete unter freiem Himmel weilen, bis ihm endlich jemand bedeutet, er möge bis in den nächsten Strohschuber sich bewähren, dieser befindet sich auf städtischem Grunde, von da aus werde er schon nach dem Krankenhause kommen. Mühsam schleppt sich der Bemitleidenswerte auf den Knien bis dahin, bittet und beschwört Vorübergehende, beim Gehen zu helfen, daß ein Kranker sich hier befände, der nicht fort könne; und da endlich, am 2. November abends kommt Erlösung. Die städtische Polizei bringt den Verwundeten ins Krankenhaus, woselbst ihm beide Beine, weil erfroren und faulig, bis an die Kniee werden amputirt werden müssen. Wie wir hören, ist der bebauerwerte Vorfall entsprechend

den Orts zur Anzeige gelangt. Der Rest ist Schweigen! Die Bewohner von Reudorf wollen Christen sein?

— Am 17. November d. J., in den Morgenstunden, wurden dem Partikulier Herrn David Marx in Kattern geistlich, Kreis Breslau, aus der Schlafstube eine zierne Kassetten mit etwa 12 000 Mk. in barem Gelde und Koupons, sowie aus einem Holzkasten ein Paket, enthaltend die Summe von zirka 37 000 Mk. in Pfandbriefen gestohlen. Die Recherchen nach dem Thäter blieben während der nächsten zwei Wochen ohne jeden Erfolg. Am verfloffenen Sonnabend ind-s requirirte die königliche Staatsanwaltschaft einen Beamten der Breslauer Kriminalpolizei zur Aufnahme der Ermittlungen am Thortorte und wurde insolge dessen der Kriminalbeamte Kähne vom königl. Polizeipräsidium mit der Führung der Recherchen beauftragt. Die Bemühungen des Kriminalbeamten führten auch nach kurzer Zeit zu einem günstigen Resultat, obgleich die genaue Untersuchung der Umgehung des Marx'schen Wohnhauses wegen des hohen Schnees und des festgefrorenen Bodens unmöglich war. Herr Kähne legte seinen Verdacht bald auf die bei dem Partikulier in Diensten stehende Wirtschafterin Pauline Schreiber. Da er im Besitz derselben einen frisch zugefeilten Schlüssel, der zu dem Schreibsekretär des Marx genau paßte, vorfand, die Schreiber sich auch bei dem Verhöre trotz allen Zeugens in viele Widersprüche verwickelte, so verhaftete er dieselbe, brachte sie, weil in Kattern kein Gefängnis vorhanden ist, persönlich sofort nach Breslau und lieferte sie in das hiesige Amtsgerichtsfängnis ein. Im Gefängnis wurde die Schreiber in der üblichen Weise zunächst in die Badzelle gebracht, wo auch eine Revision ihrer Bekleidung vorgenommen wurde. Hierbei suchte die Verhaftete ein dünnes Tuch, das sie auf dem blanken Leibe trug, zu verbergen. Bei der Besichtigung des betreffenden Tuches fanden sich für 24 000 Mk. der gestohlenen Pfandbriefe vor. Ungeachtet dessen leugnet die Schreiber die Thäterschaft und behauptet, sie habe die Wertpapiere vor ihrem Transport nach Breslau zufälligerweise in der Waschküche gefunden. Es fehlen nunmehr noch die Koupons zu den Pfandbriefen, ein Teil der letzteren und das bare Geld. Durch die weitere Untersuchung dürfte auch der Verbleib dieser Wertstücke bald festgestellt werden. Herrn Kähne dürfte sonach die für die Ermittlung von dem Bestohlenen ausgelegte Belohnung von 30 Mk. zugesprochen werden.

— Der Arbeiter August Schilleh aus Rothkretscham stürzte am 27. v. Mts. in der Haase'schen Brauerei auf der Ohlauer Chaussee beim Abladen von Eis in den in Betrieb gesetzten Eisanzug und erlitt insolge dessen einen Bruch des linken Armes, sowie schwere Quetschungen am ganzen Körper. Der Verunglückte fand Aufnahme im hiesigen Kloster der Barmherzigen Brüder.

Dels, 1. Dezember. In der Nacht vom 28. zum 29. d. Mts. explodirte, wie die „Bresl. Ztg.“ mitteilt, in der Flachsgarnspinnerei (Firma Willmann und Söhne) zu Patitzky ein Dampfkeßel. Die Ursache der Explosion ist nicht festgestellt. Da der Keßel angeblich von untadelhafter Beschaffenheit war, so dürfte die Explosion auf ein Versehen in der Wartung zurückzuführen sein. Die Zerstörungen an Maschinen und im Gebäude sind sehr bedeutend. Glücklicherweise ist kein Menschenleben zu beklagen. In der Fabrik werden etwa 200 Personen beschäftigt.

Sagan, 30. November. Vor einigen Tagen kam der angebliche Kommissionsrat Robert Unke aus Groß Glogau hier zugereist und nahm in einem Gasthose Wohnung. Nachdem L. bereits eine größere Rechschaft gemacht hatte, forderte ihn der Wirt zur Begleichung derselben auf. L. erwiderte nun, er sei augenblicklich gänzlich ohne Geldmittel, habe aber auf einem benachbarten Dorfe eine ansehnliche Summe einzuziehen und schließlich mußte er noch den Wirt zur Vorstreckung von 9 Mk. als Reisegeld zu bewegen. Anderen Tages kam L. von seiner Reise zurück, erörterte alsbald dem Wirte, daß er kein Geld erhalten habe, also weder das Darlehn zurückzuerstatten, noch seine andere Schuld ausgleichen könne, und machte sich schleunigst aus dem Staube. L. versuchte nunmehr in einem anderen hiesigen Gasthose ein ähnliches Manöver; zum Unglück für ihn hatte indes die Polizeibehörde schon Kenntnis von seinem Treiben und bezugte weiteren Schwindeleien durch die Verhaftung und Ueberlieferung des L. in das Amtsgerichtsfängnis vor.

Goldberg, 30. November. Auf der am 15. Oktober dieses Jahres neu eröffneten Strecke Legnitz-Goldberg der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn ereignete sich heute früh folgende aufregende Szene. Der Vorwerksbesitzer G. von hier wollte den ersten, hier um 7 Uhr morgens abgehenden Zug benutzen, um nach Legnitz zu fahren und löste zu diesem Zweck ein Billet zweiter Klasse, bezug aber, da er die Gesellschaft von Bekannten genießen wollte, zu diesem in ein Koupée dritter Klasse. Eine Frauensperson (die kurz vor Abgang des Zuges in der Bahnhofrestauration sich Glühwein und Rum hatte verabreichten lassen), löste daraufhin ebenfalls ein Billet dritter Klasse, um daselbst einzusteigen. G., dem ihre Gesellschaft wohl nicht angenehm sein mochte, verließ bei ihrem Erscheinen sofort die dritte Klasse und begab sich in ein Koupée zweiter. Bei dem ersten Anhaltepunkte (Kosendau) hatte die bewußte Frauensperson nichts Eiligeres zu thun, als gleichfalls ein Billet zweiter Klasse nachzunehmen und in die zweite Klasse einzusteigen. Welcher Art die nun folgenden Auseinandersetzungen zwischen ihr und G. gewesen sein mögen, entzieht sich unserer Kenntnis. Gewiß ist, daß kurze Zeit nach dem der Zug die Station verließ, G. hatte, zwischen Kosendau und Wilischitz zwei Schüsse aus einem Revolver von dem Mädchen auf Herrn G. abgegeben wurden, deren einer seine Schläfe streifte, während der andere ihn leicht an der Schulter verwundete haben soll. Damit nicht zufrieden, goß jene Person dem G. eine Quantität Vitriol, das sie in einem Fläschchen bei sich führte, ins Gesicht. Halb sinnlos vor Schmerz stürzte G. in das Koupée dritter Klasse (der Wagon hatte durchlaufende Koupées), ihm nach, wie eine Wahnstunne, die Astenaterin, den sie ergreifenden Schaffner und die Passagiere beschwörend, sie zu

erschossen. Sie wurde in Piegwitz in polizeilichen Gewahrsam gebracht, während G. mit dem Mittagszuge von L. hierher zurückkehrte, um sich ärztlicher Behandlung zu unterziehen. Es ist fraglich, ob sein durch die ätzende Flüssigkeit schwer verletztes Auge wird gerettet werden können. G. soll beabsichtigt haben, in Piegwitz seine Verlobung zu feiern, und Rache wegen eines früher bestandenen intimen Verhältnisses zwischen ihm und jener Person, soll das Motiv zur That gewesen sein.

Glogau, 30. November. Gestern vormittag versuchte auf dem Artillerie-Schießplatze bei Verchenberg der 12jährige Sohn des Arbeiters Simon aus Zerbau eine auf dem Schießplatze aufgefundenen, noch nicht trepirte Granate von der Bleiumhüllung zu befreien. Das Geschöß trepirte hierbei und riß dem Knaben beide Beine vom Kumpfe weg, auch wurde der Unterleib vollständig zerrissen. Der Knabe fand alsbald seinen Tod.

Lauban, 20. November. In der Nacht zum 17. o. wurde in Langenbiss ein Pferd (Fuchs) gestohlen und von dem Diebe nach Lichtenau transportirt, um es dort bei einem Fleischer gegen dessen Pferd umzutauschen. Der Fleischer fand sich hierzu bereit, erklärte indes, daß er zuvor eine Probefahrt mit dem Pferde machen müsse. Glücklicherweise führte diese Fahrt, deren Ziel Lauban war, zur Entdeckung des Diebstahls, denn in Lauban befand sich gerade der Eigentümer des Pferdes, um Anzeige bei der Polizei zu erstatten. Er gewahrte das Pferd und erkannte es sofort als das feine. Mit dem neuen Käufer trat er sodann augenblicklich die Fahrt nach Lichtenau an, um womöglich des Diebes habhaft zu werden. Wie die „Nschl. Ztg.“ erfährt, ist derselbe bereits ermittelt und in das hiesige Gerichtsgefängnis eingeliefert worden.

Grottkau, 2. Dezember. Im Laufe der verfloffenen Woche fanden Schulkinder in einer Sandgrube bei Herzogwalde den völlig entblößten, nur mit einer kurzen Jacke bekleideten Leichnam einer weiblichen, ungefähr Ende der dreißiger Jahre stehenden Person. Die Identität dieser Person konnte bisher nicht festgestellt werden. Allem Anschein nach ist hier ein Verbrechen verübt worden.

Ziemientitz, Kreis Gleiwitz, 25. November. Ueber das plötzliche Verschwinden eines ganzen Hauses wird dem „Wdr.“ geschrieben: Ein sparbarer Besitzer wollte sein hölzernes, schon sehr baufälliges Haus zum Abbruch verkaufen. Da ihm aber nur 30 Mk. für dasselbe geboten wurden, verzichtete er auf den Verkauf, bis sich die Zeiten bessern würden. Unterdessen ist aber der strenge Winter gekommen, machte einige Brennmaterial bedürftige Personen auf das leer stehende Gebäude aufmerksam und in wenigen Nächten war das ganze Haus verschwunden. Dem Besitzer ist nur der Schoßstein geblieben.

Krenshurg, 28. November. Gestern früh vor Tagesanbruch machte das Dienstmädchen eines hiesigen Mühlensührers Feuer im Ofen; in derselben Stube schliefen die Kinder des Hauses, von denen das kleinste, der fünfjährige Sohn, infolge des Geräusches erwachte und aus dem Bette stieg. Das Dienstmädchen war inzwischen hinausgegangen, um irgend eine häusliche Beschäftigung vorzunehmen. Der Knabe machte sich sein Alleinsein zu nütze und spielte mit den Streichhölzern, welche er anzündete und langsam verlöschen ließ. Leider faßte jedoch die Flamme eines Streichholzes das Hemdchen des Kindes, welches bald über und über in Flammen stand. Infolge des lauten Zammerns des brennenden Kindes erwachte glücklicherweise eine zwölfjährige Schwester, welche die Geistesgegenwart besaß, aus dem Bette zu springen, einen Wasserkrug zu nehmen und so das Feuer zu ersticken. Das Kind war am ganzen Körper mit Brandwunden bedeckt, welche bald das Äußerste besüßten ließen. Der arme Knabe litt unsägliche Schmerzen, erst heute früh 3 Uhr erliefte ihn der Tod von den schrecklichen Leiden.

Proßkau, 28. November. Dem Herrn Pfarrer Hoffmann in Czumnisch sind dieser Tage 90 Mk. zugestellt worden mit der Bitte, dieselben dem Häveler W. für einen dem verstorbenen Vater des Letzteren vor länger als zwanzig Jahren zugesügten Schaden übergeben zu wollen. Am Tage vor der Ueberreichung dieser ansehnlichen Summe ließ W. einen Jungen tanzen und demselben den Namen Felix, der „Glückliche“, geben. Die von dem Unbekannten geleistete Restitution war gewiß ein unerwartetes Patengeschenk.

Zur Erweiterung.

Der vertrauteste Klang. „Stehen Sie früh auf, Frau Jones?“ — „Nein, ich kann meinen Mann nie vor zehn Uhr aus dem Bett bringen. Ich habe Wackerhören, Blaupatronen, Glockengeläute versucht, aber er schläft wie ein Lötler.“ — „Sie sollten es so machen wie ich es mit meinem Manne anstelle. Ziehen Sie den Korken aus einer Bierflasche und Ihr Mann wird sofort auf den Füßen stehen.“

Aus dem Gerichtssaal. Präsident (zum Angeklagten): „Sie haben nun gehört, was die königliche Staatsanwaltschaft gegen Sie beantragt hat; nach § 527 der Strafprozessordnung gebührt Ihnen das letzte Wort. Was haben Sie noch anzuführen?“ — Angellagerter: „W—a—t! Mir gebührt det letzte Wort? Na, det is jut, det id det weck; nu verbütte id mir darufhin überhaupt jede Einrede und beantrage meine sofortige krasse Freilassung und die Kosten der Staatskasse uffzuliegen, von Rechtswegen!“

Zur Milderung des Pauperismus. Eine Dame, die sich als Trägerin eines alten ungarischen Namens vorstellte, meldete sich dieser Tage beim Bürgermeister von Wien mit der Erklärung, daß sie ihm Vorschläge „zur Milderung des Pauperismus“ (Armut) zu unterbreiten wünsche. Die Dame wurde sofort vorgelassen und bat nach einigen einleitenden Worten um eine kleine Unterstützung.

„An!“ Man schreibt uns: Warum haben die Sozialisten einen so bedeutenden Zuwachs erhalten? Antwort: Hieran war kein Schuld weil er den Abel erschlagen hat; hätte er den Bel erschlagen, so hätten sie nicht überhand genommen.

Juristisch. Unsere Richter fügen ihren Urteilsprüchen bei: „Von Rechtswegen.“ Wenn man den Prozeß in der ersten Instanz gewinnt und in einer zweiten verliert, geschieht es in beiden Fällen: „Von Rechtswegen.“ Da sind die türkischen Richter bescheidener; sie schreiben nämlich an das Ende ihrer Urteile: „Gott weiß es besser.“

Ein rustikaler Wit. Amtmann, dem Dorfschulzen begegnend: „Nun, Schulze, wie ist denn bei Ihnen in diesem Herbst die Kartoffelernte ausgefallen?“ — Schulze: „Bei unserem fetten Boden und dem anhaltenden Sonnenbrand im Sommer hätten wir beinahe Bratkartoffeln geerntet.“

Ich so! Zwei alte Jugendfreunde treffen sich nach zehnjähriger Trennung. „Was macht denn unsere gemeinschaftliche Flamme, die kleine Klara?“ fragt Arthur. „Der thut schon lange kein Zahn mehr weh,“ antwortete Max trocken. „Was? Todt?“ „Nein, aber lauter falsche Zähne.“

Rätsel.

I.

Mit H der Zwietracht Göttin bleicher Sohn,
Gehört mit B es nie zum hohen Ton.
Mit F jedoch könnt's manchen fast verbrießen,
Sollt' es mit R nichts Geißiges in sich schließen.

II.

Du wirft, selbst wenn mein Saft Dir Mut und Kraft verlieh'n,
Doch jeden Zweikampf gern mit meinem Rückwärts flieh'n.

Auflösung des Rebus aus Nr. 47.

Taufe, Wiedertaufe, Traufe.

Auflösung des Worträtsels aus Nr. 47.

Maria, Adele (Maria — Abend — Reife — Insel — Adele).

Es lösen richtig:

Die zweite Aufgabe allein: Gertrud Ritsche in Breslau.
— Anna Jenschau in Blankenau.

Der diesjährige

Weihnachts-Ausverkauf

sämtlicher Artikel unseres Etablissements hat begonnen. Wir bieten mit diesem Ausverkauf unserer werthen Kundschaft ganz besondere Vortheile, da wir niemals, wie anderweit üblich, für den Weihnachtsbedarf direct billige Stoffe anschaffen, sondern wir haben alle unsere Artikel, die wir bekanntlich nur in bester Qualität führen, bedeutend im Preise zurückgesetzt, um unseren werthen Kunden Gelegenheit zu geben,

Wir gute und gediegene Stoffe zu außergewöhnlich billigen Preisen erwerben zu können. Preise streng fest.

Alexander & Markt, Breslau, Ring Nr. 46.




PATENT-

Besorgung und Verwerthung.
J. Brandt, Civil-Ingenieur,
Königsgrätzer-Str. 131, Berlin W.

Established seit 1873.

Das grosse Pelzwaaren-Lager

von **Ring M. Boden, Kürschner-Meister, Breslau, Ring 35.**

grüne Röhrrseite, parterre, I. und II. Etage,
Prämirt in der „Schlesischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung“ in Breslau 1881, empfiehlt

Herren-Nerzpelze	von 40 Thaler an	Neueste modernste Damen-Baretts und Hüte	von 2 1/2 Thlr. an
Herren-Geh- und Reifepelze	von 25 Thaler an	Große Auswahl von Damen-Pelz-Garnituren in Zobel und Marder, Nerz, Stunks- und Flets-Muffen	von 5 Thaler an
Comptoir-, Haus- und Jagd-Pelzrücke	von 10 Thaler an	Eisvogel-, Luchs-, Dachs- u. Bären-Muffen	von 5 Thaler an
Herren-Schlafpelze	von 12 Thaler an	Waschbär- und Scheitellaffen-Muffen	von 2 1/2 Thlr. an
Livree-Pelze für Kutscher u. Diener	von 15 Thaler an	Feh-, Bisams-, imitirte Stunks- und Genotten Muffen	von 2 Thaler an
Elegante Damen-Pelz-Mäntel	von 16 2/3 Thlr. an	Jagd-Muffen	von 1 1/2 Thlr. an
Theater-, Ball- und Concert-Rad-Mäntel für Damen in verschiedenen Farben und Mustern	von 13 1/3 Thlr. an	Kinder-Garnituren	von 1 Thaler an
Damen-Pelz-Jacken	von 6 Thaler an	Pelz-Teppiche	von 2 1/2 Thlr. an
Fußsäcke	von 1 1/2 Thlr. an		

Extra-Bestellungen werden innerhalb 12 Stunden prompt ausgeführt.

Ring 35. M. Boden, Kürschner-Meister, Breslau, Ring 35.

Inserate müssen spätestens bis Mittwoch mittags in unserer Expedition aufgegeben sein.

Breslauer Kursbericht vom 4. Dezember 1884.	Obstl. Eish.-Pr. Lit. E. 3 1/2	96,40 B.	Roggen pr. 100 Kilo 12 60-13,60 Mt.
In- und ausländ. Fonds, Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen u.	do. do. Lit. D. 4.	101,40 B.	Gerste pr. 100 Kilo 12 50-13,00 Mt.
Deutsche Reichsanl. 4.	do. do. von 1873 4.	101,50 B.	weisse 15,00-15,50 Mt.
Pr. konsol. Anleihe 4 1/2	do. Lit. F. 4 1/2	102,85 B.	Hafer pr. 100 Kilo 12 60-13,30 Mt.
do. do. do. 4.	do. Lit. G. 4 1/2	102,85 B.	Rais pr. 100 Kilo 13,30-14,50 Mt.
do. Staatsschuldsch. 3 1/2	do. do. Lit. H. 4 1/2	1 2 85 B.	Erbsen pr. 100 Kilo 15,00-17,50 Mt.
Bresl. Stadlanl. 4.	do. do. von 1874 4 1/2	102,85 B.	Viktoria 16,00-19,50 Mt.
Schles. Pfdb. altland. 3 1/2	do. do. von 1879 4 1/2	105,25 B.	Böhnen pr. 100 Kilo 18,00-19,50 Mt.
do. do. Lit. A. 3 1/2	do. do. von 1880 4 1/2	103,00 B.	Lupinen pr. 100 Kilo gelbe 7,80-8,70 Mt.
do. do. do. 4 1/2	Dels-Gnefen 4 1/2	— G.	Markt, blaue 7,50-8,20 Mt.
do. do. do. 4 1/2	R.-D.-U.-B.-Prior. 4 1/2	102,70 G.	Wicken pr. 100 Kilo 12,00-13,50 Mt.
do. do. Lit. C. II. 4.	Bresl.-Wärth. St.-Pr. 5.	70,00 B.	Kartoffeln pr. 2 Str. 8-12 Pfg.
do. do. do. 4 1/2	Galtz. (Carl-Ludw.) 4.	— B.	Hen pr. 50 Kilo 2,40-2,90 Mt.
do. do. do. 4 1/2	Bresl. Diskontobank 4.	84,25 B.	Roggenstr. h pr. 100 Kilo 3 10-3,40 Mt.
Pol. Kredit Pfandbr. 4.	do. Wechselbank 4.	96,00 B.	
Schles. Rentenbriefe 4.	Deutsche Reichsbank 4 1/2	—	
do. Pr.-Hilfs-Obl. 4.	Schles. Bantv. rein 4.	101,00 G.	
do. do. do. 4.	do. Bod.-Kred.-Akt.-B. 4.	110,00 B.	
do. Bod.-Kred.-Pfdb. 4.	Deutr. Kred. pr. St. 4.	—	
do. do. do. 4 1/2	do. Währ. 100 Fl.	166,50 B.	
do. do. do. 5.	Russ. St.-Bil. 100 S.-Rub.	211,70 B.	
Deutr. Goldrente 4.			
do. Silberrente 4 1/2			
do. Papierrente 4 1/2			
Pr. Schw.-Frb. Eish.-Pr. 4.			
do. do. von 1876 5.			
do. do. von 1879 5.			

Preise der Cerealien.

Breslau, 4. Dezember.
Festsetzungen der k. k. Marktdeputation.
(In Markt pr. 100 Kilo.)

	schwere	mittle	ord. B.
Weizen, weißer ..	15,70	14,10	13,60
do. gelber ..	15,40	14,10	13,60
Roggen	13,60	13,10	12,80
Gerste	15,00	13,20	12,40
Hafer	13,20	12,80	12,40
Erbsen	18,00	16,50	15,00
Spiritus pr. 100 Str. à 100 %	41,10	41,10	41,10
pr. 100 Du. à 80 %	31,64	31,64	31,64